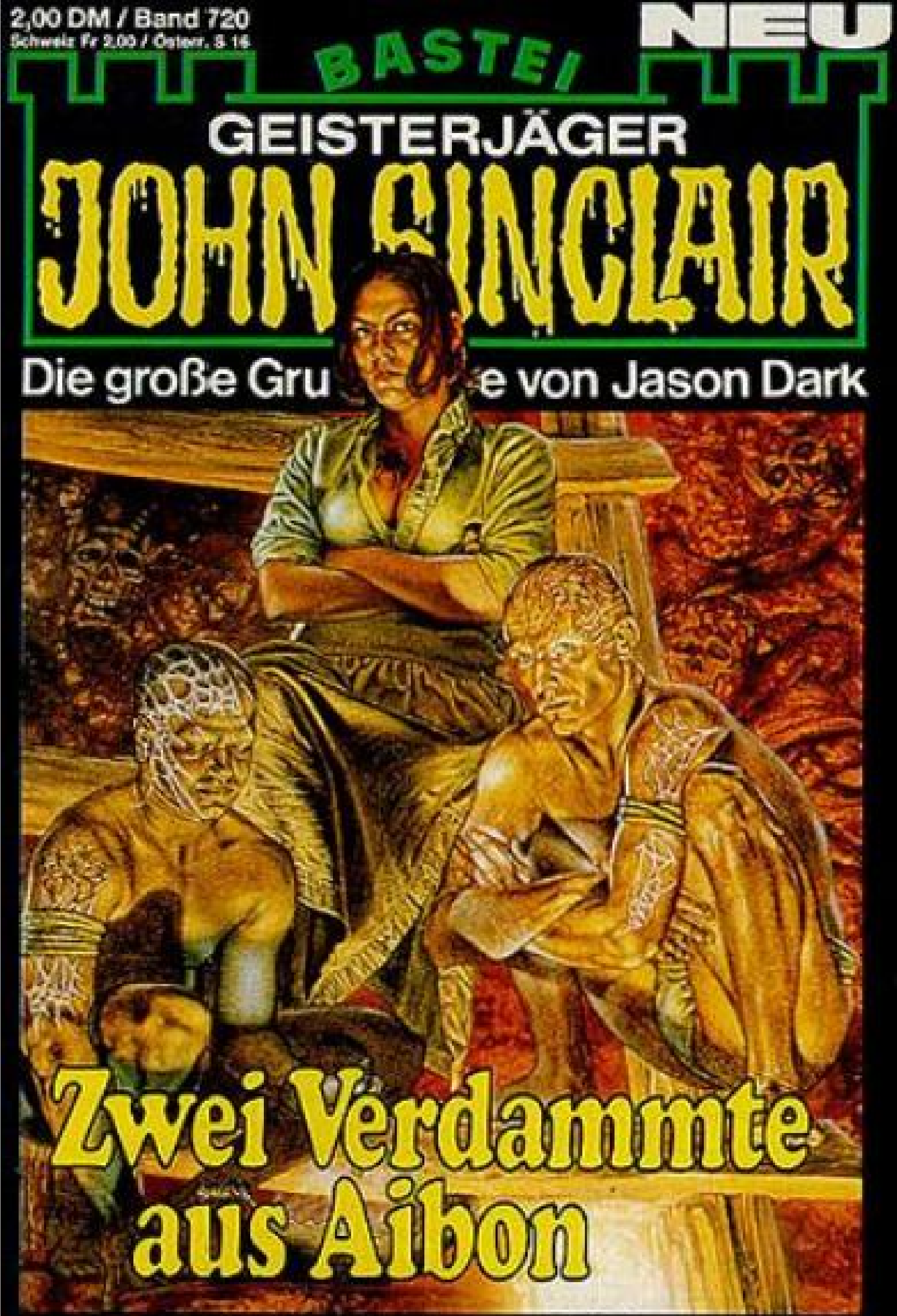


2,00 DM / Band 720
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16
NEU
BASTEI
GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR
Die große Gru e von Jason Dark
Zwei Verdammte aus Aibon
Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175




# Zwei Verdammte aus Aibon

## John Sinclair Nr. 720

*von Jason Dark*

*erschienen am 21.04.1992*

*Titelbild von N. Smith*

Sinclair Crew

# Zwei Verdammte aus Aibon

Die beiden Männer jagten das Schaf mit grausamer Härte, und das Tier wußte, daß es keine Chance hatte. Trotzdem rannte es um sein Leben, getrieben vom Instinkt des Überlebens. Es schrie, es jammerte, während seine Beine auf den Boden trommelten und das harte Lachen der beiden Verfolger hinter ihm aufklang.

Aber die Zweibeinigen waren raffinierter. Sie zogen nicht einmal ihre Waffen. Mit schrillen Rufen hetzten sie es weiter. Sie zwangen es in eine bestimmte Richtung, denn genau dort war die Falle.

Ein langer, breiter Buschstreifen, der das Ufer zu einem kristallklaren See bildete.

Das Schaf würde nicht mehr die Kraft haben, den Streifen zu umrunden. Es würde versuchen, sich gewaltsam durch das Buschwerk zu zwängen und noch einmal alle Kräfte mobilisieren.

Es sah den grünen Streifen.

Es rannte noch schneller. Flocken umwirbelten sein weit geöffnetes Maul, der Atem rasselte.

Dann stieß es sich ab.

Sein Oberkörper beschrieb einen Halbbogen. Noch im Sprung bewegte es hektisch die Beine. Sie sahen dabei aus wie flatterndes, dürres Gestrüpp. Dann brach es ein.

Die Wucht ließ das Buschwerk erzittern. Für einen Moment sah es aus, als könnte es das Tier schaffen, dann jedoch schnappte die Falle mit grausamer Wucht zu.

Versteckt in dem Busch hing das Netz. Und versteckt waren auch die Widerhaken, die man nach oben gebogen hatte wie kleine Messerspitzen. Sie packten und griffen zu, stießen hinein in die Wolle, in das Fleisch. Der weiße »Mantel« färbte sich an verschiedenen Stellen rot. Aus den Wunden quoll das Blut wie Rinnsale.

Das Tier schrie laut und klagend. Verzweifelt unternahm es einen Befreiungsversuch, zerrte, trampelte, drehte sich, aber es kam nicht frei. Es blieb hängen.

Die beiden Jäger hatten es nicht eilig. Beinahe im gemütlichen Schritt schlenderten sie auf ihre Beute zu, die sie sich teilen würden, um ihren Hunger zu bekämpfen.

Auf ihren zernarbten Gesichtern zeigte sich ein Grinsen. Die Münder hielten sie offen. Zungen schnellten wie blau und rosafarbene Klumpen hervor, um mit kreisenden Bewegungen die Konturen der Lippen nachzuziehen. Allein daß sie auf zwei Beinen umherliefen, unterschied sie von den Tieren.

Das Schaf lebte noch, als sich die beiden Männer in das Buschwerk drängten. Es kämpfte einen verzweifelten Kampf. Es drehte den Kopf, blökte klagend. Dabei schaute es einen der beiden Männer so mitleiderregend an, daß dieser eigentlich hätte Mitleid bekommen müssen.

Der Mann grinste nur.

Sein Kumpan nickte ihm zu.

Es war ein Zeichen, die Qualen zu beenden. Zwei Hände umklammerten den Hals der leidenden Kreatur, sie drehten ihn, ein häßliches Geräusch erklang, dann war das Schaf tot.

Es hing wie ein lebloser Klotz in der Falle. Ein Beinmuskel zuckte noch nach.

Sie befreiten das Schaf. Beide packten an. Ihre Bewegungen waren routiniert. Sie taten so etwas nicht zum erstenmal. Zwei Haken blieben in der Wolle hängen. Sie entfernten sie erst, als sie den Kadaver zu Boden geworfen hatten.

Danach zogen sie die Messer.

Es waren sehr lange Klingen, die auch grau aussahen, als bestünden sie aus einem zurechtgehauenen und dann scharf geschliffenen Stein. Einer der beiden drehte das Tier auf den Rücken.

Der andere setzte den Schnitt an.

Innerhalb weniger Minuten häuteten sie das Tier. Blut floß hervor,

verteilte sich dampfend auf dem Boden, sickerte in Spalten und Risse, als wollte es den im Erdreich wohnenden Geistern frische Nahrung zukommen lassen.

Das Fell schleuderten sie weg. Sie benötigten es nicht mehr. Ihnen kam es einzig und allein auf das Fleisch an. Das rohe, blutige, dampfende Fleisch, dessen Anblick die Gier in ihren dunklen Augen hochtrieb. Sie redeten nicht, sie verständigten sich durch Grunzlaute. Sie waren in ihrem Element, das Blut und das Fleisch hatten sie regelrecht wild gemacht und den Hunger noch mehr in die Höhe getrieben.

Wieder leckten sie ihre Lippen. Das enthäutete Tier lag zwischen ihnen. Von zwei Seiten her griffen sie zu.

Es war die nackte Gier bei ihnen. Es gab keine Zivilisation, sie zündeten kein Feuer an, um das Fleisch zu braten, sie aßen, nein, sie fraßen es roh.

Sie zerrten die Stücke hervor und stopften sich das rohe blutige Fleisch in die Mäuler.

Das war schon kein Kauen mehr, kein menschliches Essen, sie würgten und schlangen es hinab. Sie schmatzten, sie bewegten ihre Münder, während ihnen der rote Lebenssaft aus den Mundwinkeln rann, am Kinn entlangrann und dunkle Streifen auf den Hälsen hinterließ.

Niemand störte sie. Wenn Stücke zu fest saßen, wurden sie mit Hilfe der Messer gelöst.

Es war normal, daß sie so aßen. Wer ausgestoßen war, wen die anderen nicht mehr haben wollten, der mußte sich eben auf seine Art und Weise ernähren.

Die Gier war unwahrscheinlich. Sie hatten lange nichts mehr gegessen und nur auf ein verirrtes Tier wie dieses Schaf gewartet. Sie hätten auch eine andere Beute angefallen, aber Schafe wehrten sich am wenigsten. Sie teilten sich das Tier redlich. Jeder bekam genug, um sattzuwerden.

Sie hießen Rugan und Kool. Sie waren bekannt und gefürchtet, aber das kümmerte sie nicht. Sie führten ihr Leben, sie würden sich immer ihre Beute holen. Es brauchten ja nicht nur Tiere zu sein…

Mitten in der Mahlzeit geschah es dann.

Da hörten sie das Flötenspiel…

Kool wollte soeben einen Fleischklumpen in seinen Mund schieben, hielt aber inne und senkte die Hand so weit, daß der blutige Brocken zu Boden rutschte.

Rugan hockte ihm gegenüber. Auch er hatte das Flötenspiel gehört. Und auch er wollte nicht mehr essen, er blieb jedoch nicht sitzen, sondern stand mit einer schnellen Bewegung auf.

Beide wußten, daß sie entdeckt worden waren, und beide machten

sich auf einiges gefaßt.

Rugan ging einige Schritte zur Seite. Er hielt das Messer in der rechten Hand. Auf seinem Gesicht zuckte es. Dann sah es so aus, als würden sich die Geschwüre bewegen, die selbst auf seinem kahlgeschorenen Schädel ihren Platz gefunden hatten.

Rugan kam nicht weit.

Der Flötenspieler hatte sich längst angeschlichen und stand praktisch vor ihnen.

Rugan zuckte zurück.

Er sah einen Mann mit brandroten Haaren und einer Kleidung, die dem Laub eines herbstlich gefärbten Baumes glich. Auf dem blassen Gesicht hatte der Mann zahlreiche Sommersprossen und wie immer hielt er sein Instrument, die Flöte in der Hand. Sie war im Lande Aibon so etwas wie ein Markenzeichen, wie auch die Person selbst, die auf den Namen der Rote Ryan hörte.

Ihnen hätte vieles passieren dürfen, nur keine Begegnung mit dem Roten Ryan.

Er war so etwas wie der Hüter eines bestimmten Landes, er achtete darauf, daß alles klappte, er wollte den Frieden, aber er konnte auch grausam sein und strafen.

Kool aß ebenfalls nicht weiter. Wie ein erstarrter Götze hockte er vor dem Tier, verschmiert mit Blut, das er nicht einmal abzuwischen wagte.

Der Rote Ryan sagte nichts. Er ging an Rugan vorbei und umrundete das tote Tier.

»Wir hatten Hunger«, sagte Kool.

»Ich weiß.«

»Das mußt du verstehen.«

»Sicher.« Der Rote Ryan blieb stehen. Von seiner Position aus konnte er beide anschauen. Er hatte grüne Augen, die in diesem Augenblick wirkten, als wären irgendwelche Algen von grünen Eisstücken umschlossen. Beide wußten, was das bedeutete.

Ein Urteil, vielleicht sogar den Tod.

Sie hatten Angst, sie zitterten, und auch Kool erhob sich. Beiden war klar, daß sie einen Frevel begangen hatten. Die Gesetze dieser Welt waren von ihnen nicht eingehalten worden, sie wußten über die Strafen Bescheid, sie kannten auch den Roten Ryan, und sie hätten in dem anderen Teil des Landes bleiben sollen, wo Haß und Gewalt an der Tagesordnung waren und der mächtige Herrscher Guywano sein grausames Zepter schwang und seine Untertanen unterjochte.

Kool legte die Hände so zusammen, daß sie eine bittende Geste bildeten. In seinem wüsten Gesicht überwog der ängstliche Ausdruck. Er, der keine Gnade kannte, der Tiere erst quälte, bevor er sie verspeiste, erwartete dies von anderen.

Durfte er das überhaupt?
Der Rote Ryan stand vor ihm. Er war keine Person, die wie ein Henker wirkte. Er liebte die Natur mit all seinen guten und schlechten Seiten. In der normalen Welt der Menschen hätte man ihn als einen Grünen angesehen, aber hier in Aibon war er ein Hüter und auch ein Grenzgänger zwischen diesen beiden Aibon-Welten.
Rugan hielt sich zurück. Er wollte nicht in diese bittende Geste verfallen, sondern stand lauernd und mit vorgezogenem Kopf daneben und wartete.
Der Rote Ryan wählte seine Worte sorgfältig aus, bevor er redete. »Ich könnte euch töten. Ich hätte nach den Gesetzen dieser Welt sogar das Recht dazu. Aber wir befinden uns auf der anderen Seite des Landes Aibon. Hier hat Guywano nichts zu sagen, bis hierher reicht sein Einfluß einfach nicht. Ich würde die Gesetze selbst übergehen, wenn ich euch jetzt vernichte.«
Bei Kool keimte Hoffnung auf. »Du… du läßt uns am Leben? Du wirst uns nichts tun?«
Der Rote Ryan strich seine wilde Mähne zurück. »Du hast mich falsch verstanden, Kool. Ich werde euch schon etwas tun. Ihr werdet aus dieser Welt verschwinden, in die ihr nicht hineingehört. Und ich werde euch auch nicht mehr die Chance einer Rückkehr geben. Ich werde euch verfluchen, ich werde euch ausstoßen. Nicht mehr Aibon wird eure Welt sein, sondern eine andere. Die Welt der Menschen, die Welt, in der ihr euch zurechtfinden müßt, in der ganz andere Gesetze herrschen- als in Aibon, in der ihr einen anderen Haß und eine andere Liebe kennenlernen werdet. Alles wird anders sein. Nicht nur äußerlich, sondern auch im Innern der Menschen. Ihr werdet euren Trieb nicht stoppen können. Ich weiß, daß ihr Kannibalen seid, dann aber werdet ihr mit den Menschen in Konflikt geraten, nicht mehr mit Druiden.«
Kool duckte sich.
Rugan ächzte.
Beide wußten, daß der Rote Ryan dieses Versprechen einhalten würde. Dafür war er bekannt.
Nicht das Ryan die Menschen haßte, er stand ihnen neutral gegenüber. Den einen oder anderen mochte er sogar. Er wollte es den Menschen wieder einmal beweisen, daß sie Aibon nicht vergessen durften. Das Land mußte sauber bleiben, es sollte auch weiterhin ein Paradies der Druiden bleiben.
Abschaum hatte dort nichts zu suchen.
Er schaute Kool und Rugan an.
Sie waren so klein geworden, so widerlich sahen sie aus mit ihren blutbeschmierten Händen und Gesichtern. Und sie würden auf der Erde nicht anders reagieren als hier.

Einige Menschen würden sich wundern, wenn sie den Verfluchten aus Aibon gegenüberstanden…

***

Manche Menschen träumen von der Karibik, andere von der Südsee, wieder andere fühlen sich wohl, wenn sie gefährliche Klettertouren unternehmen können, doch zu diesen drei Gruppen gehörte die blonde Jessica Long nicht.

Sie liebte den Urlaub im Herbst, und zwar in einer ganz bestimmten Art und Form.

Lange, einsame Wanderungen durch die Natur. Zuschauen, wie sich das. Laub der Bäume allmählich färbte, wie ein oft goldener Oktober noch einmal Freude in die Seelen der Menschen brachte, während in den Bergen oft genug der erste Schnee fiel.

Dann konnte sie wandern, stundenlang, mit sich und der Umwelt allein sein. Eingepackt in eine dicke Parkajacke, dreiviertellang, farbig, mit einer Kapuze versehen. Geschnürte Stiefel aus weichem Leder und eine Hose aus kräftigem Cordstoff. Das lange Blondhaar hochgebunden und mit einem bunten Tuch verschlungen.

Jessica Long hatte sich als Ausgangspunkt einen kleinen Ort ausgesucht, der romantisch zwischen den Hügeln lag, trotzdem zentral. Von dort aus zweigten herrliche Wanderwege ab.

Einige hatte Jessica schon hinter sich, und wie immer war auch diesmal ein gutgefüllter Rucksack ihr Begleiter. Er beinhaltete nicht nur Proviant, sondern auch eine Notapotheke, einen Regenschutz, einige andere wichtige Dinge, und selbst eine Leuchtpistole hatte sie eingesteckt. Es konnte immerhin passieren, daß sie sich ein Bein verstauchte und auf sich aufmerksam machen mußte.

Jessica Long war Künstlerin, eine bildende Künstlerin. Sie modellierte, sie baute auf, sie beschäftigte sich vor allen Dingen mit Puppen, besaß selbst eine große Sammlung und stellte auch immer wieder neue Puppen her, die sie dann mit der modernen Umwelt in Verbindung brachte, so daß ihre Kunstwerke auch als Spiegel der Zeit gelten konnten. Sehr oft als Zerrspiegel, was konservativen Kräften wiederum nicht paßte.

Aber mit denen stand Jessica sowieso auf Kriegsfuß. Sie schaute nach vorn, nicht zurück und wollte auch nie stehenbleiben. Selbst diese Wanderung inmitten der herbstlichen Natur diente nicht allein der Erholung, sondern auch dem Finden neuer Ideen, denn es hatten ihr die Farben angetan.

Diese herrlichen kräftigen Farben, die allesamt den Schleier der Düsternis besaßen, auch wenn sie in einem hellen Sonnengelb leuchteten, wie manche Laubblätter.

Ansonsten herrschten die dunklen Farben vor. Allein die violetten

Töne waren so vielschichtig, daß sie synthetisch kaum nachvollzogen werden konnten.

Zudem spielte das Wetter mit.

Natürlich herrschte am Morgen der Nebel vor. Diese großen, grauen Schwadenwände, die von der Sonne jedoch bis gegen Mittag allesamt weggedampft worden waren.

Es war einfach wunderbar. Die klaren Tage, die schmalen Wege, die durch eine ihr unberührt vorkommende Landschaft führten, die sehr hügelig angelegt war, denn sie mußten auch mal steigen, um die Hindernisse zu überwinden.

Waldstücke schluckten die Pfade oft wie große Schattenwände, dann wiederum konnte sie ihren Weg über ein freies Feld fortsetzen und sich von der tiefstehenden Sonne bescheinen lassen.

Jessica hatte wirklich Glück mit dem Wetter. Der Himmel zeigte eine klare Bläue. Wolken suchte sie vergeblich, und wenn sie welche fand, waren es weiße Tupfer in weiter Ferne.

Dort standen auch die Berge. Eine mächtige Kulisse aus Stein, gezackt, dann wieder weicher in Sättel hinein verlaufend, aber doch so, daß sie wie Wächter wirkten, die dem Menschen seine Grenzen aufzeigen wollten. Nach einer gewissen Zeit legte Jessica Long immer eine kleine Pause ein. Sie kam sich zwar sehr einsam vor, war aber nicht einsam, weil sie sich innerlich super fühlte. Sie mochte es, von mächtigen Bäumen umgeben zu sein, über Felder blicken zu können, die im Sommer aus einem wahren Blumenmeer bestanden, die keines Menschen Hand angepflanzt hatte und eben frei blühten.

Sie hatte einen Aufstieg hinter sich und ihre Jacke geöffnet, denn es war ihr warm geworden. Unter dem Parka trug sie einen Rollkragenpullover in einem dunklen Gelb. Die Farbe machte sie nicht blaß, sie stand ihr einfach, und als sie sich setzte, da huschte ein glückliches Lächeln über das Gesicht der jungen Frau.

Der Blick war herrlich.

Ohne es eigentlich zu ahnen, hatte sie sich einen besonders schönen Punkt für ihre Rast ausgesucht.

Der Blick war einmalig. Er glitt hinein in das Tal, in dem auch der kleine Ort lag, von dem sie ihre Wanderungen begann.

So verwunschen, so klein sah er aus. Wie dahingestreut, verlassen, aber trotzdem eine gewisse Sicherheit ausströmend. Kleine Häuser, die keine Geometrie besaßen, die einfach gebaut worden waren, so wie es sich die Menschen vorgestellt hatten.

Ein herrlicher Flecken Erde, aus dem der Kirchturm hervorragte wie ein einsamer Pfahl.

Die Sonne schien ihr in den Nacken. Sie wärmte die Frau durch, und Jessica entledigte sich der Jacke. Es wurde ihr einfach zu warm. Zwar war das Gras noch feucht, das machte ihr nichts aus.

Der Hosenstoff war dick genug.

Nichts im Leben ist perfekt, auch diese Umgebung besaß einen Fehler. Er war nicht sofort und für jeden zu spüren, eine sensible Künstlerin wie Jessica jedoch, merkte schon, daß sich unter der Oberfläche etwas tat. Es hing auf keinen Fall mit der Natur zusammen, es lag einzig und allein an den Menschen.

Sie waren sehr verschlossen.

Klar, einem Fremden gegenüber zeigten sich die meisten Dörfler abweisend, wenn sie nicht gerade vom Tourismus lebten, aber das hier war doch etwas anderes.

Oft genug war sie böse angeschaut worden. Man hatte sie nicht gerade beleidigt, aber immer dann, wenn sie Fragen stellte, wandten sich die Menschen ab.

Sie hatte nach bestimmten Dingen gefragt, die ihr einfach aufgefallen waren.

Jessica Long kannte das Land, kam oft herum, war einfach überall zu Hause, doch so etwas wie hier hatte sie noch nie erlebt. Da ging es um ein regelrechtes Phänomen. Um die Tiere.

Es stimmte.

Sie hatte tatsächlich im Ort und auch in dessen näherer Umgebung keine Tiere gesehen. Weder Haustiere wie Hunde oder Katzen, noch die Tiere, die in der freien Wildbahn umherliefen. Hasen, Füchse, es sollte auch Wildschweine geben, Marder und sogar Wildkatzen, wie man ihr mitgeteilt hatte.

Aber die waren verschwunden.

Kein Reh, kein Hirsch, einfach nichts. Und das wiederum hatte sie gestört.

Auf entsprechende Fragen hin hatte man sie nur starr angeschaut, die Köpfe geschüttelt und geschwiegen. Bis auf eine alte Frau, der ein Kramladen gehörte. Die hatte ihr so etwas Ähnliches wie eine Antwort gegeben.

»Hier gibt es keine Tiere mehr. Nicht hier im Dorf und auch nicht in der Umgebung.«

Jessica hatte nach den Gründen gefragt, als Antwort ein Schulterzucken bekommen und trotzdem nicht lockergelassen.

Da hatte sie die alte Frau dicht an sich herangeholt und die nächsten Worte nur geflüstert. »Der Tod hat viele Gestalten, junge Frau. Es ist nicht nur der Sensenmann. Er kann von überall her kommen. Aus Welten, in die wir keinen Einblick haben. Daran mußt du dich gewöhnen, junge Frau. Denk daran, der Tod kann überall lauern. Heute sind es die Tiere, morgen vielleicht wir…«

»Was heißt denn das?« hatte sie gefragt.

»Keine Erklärungen mehr, das muß dir reichen, Mädchen. Geh deinen Weg und vergiß alles. Denke nie über gewisse Dinge nach, das

könnte dir schaden.«

Sie war dann gegangen und hatte Jessica Long stehenlassen. Auch später, als sie in einem Gasthaus saß und das Thema anschnitt, hatte man sie gemieden.

Niemand wollte über das rätselhafte Verschwinden der Tiere sprechen. Diese Tatsache hing wie ein Fluch über dem Ort und natürlich auch über den Menschen.

Was war da geschehen?

Nun gehörte Jessica nicht zu den Menschen, die sich mit diesen Erklärungen zufrieden geben. Sie zählte zu den selbstbewußten, jungen Frauen, die ihr Leben selbst in die Hand nahmen und die auch dessen Sinn hinterfragten.

Und so machte sie weiter.

Sie war bei ihren Wanderungen besonders aufmerksam, ging planvoll vor, schlug die verschiedenen Wege ein und achtete darauf, ob ihr etwas Ungewöhnliches auffiel.

Das war nicht der Fall, bis auf eine Kleinigkeit. Tags zuvor hatte sie das Gefühl gehabt, beobachtet worden zu sein. Aus sicherer Deckung hervor, und sie glaubte auch, etwas gerochen zu haben. Es hatte nach Verwesung und Fäulnis gerochen, nach Vergänglichkeit.

Altes Laub, abgerissene Zweige oder Äste? Sie wußte es nicht, sie konnte es sich auch nicht vorstellen, denn so etwas roch anders. Und noch etwas kam ihr seltsam vor.

Auf ihren Wanderungen hatte sie keinen Menschen getroffen. Im Prinzip war ihr das sehr recht.

Setzte sie es aber mit den Aussagen der Frau in Zusammenhang, dann sah sie es doch aus einem anderen Blickwinkel, denn zumindest hätte sie Waldarbeiter sehen müssen, die noch vor Einbruch des Winters geschlagenes Holz wegschafften. Einige Stellen hatte sie gesehen, aber da waren die Stämme liegengeblieben, als hätte man sich bewußt nicht um sie gekümmert.

Das war seltsam…

Am vierten Tag war Jessica unterwegs, ohne dem Rätsel auf die Spur gekommen zu sein.

Je mehr Zeit verging, um so ungeduldiger wurde sie. Jessica wußte, daß es etwas geben mußte. Es war unsichtbar, es hielt sich im dichten Unterholz verborgen oder lauerte zwischen den Bäumen.

Da stimmte etwas nicht…

Die Künstlerin gehörte zu den sehr gefühlsbetonten Menschen. Zudem waren ihr in der Vergangenheit schon Dinge widerfahren, die nicht in das normale Raster hineinpaßten. Das heißt, ihr waren Kräfte begegnet, die rational nicht erklärbar waren.

Metaphysische Kräfte, etwas Unheimliches, das aus den dunklen Tiefen der Hölle drang.

Und sie hatte dabei einen Mann kennengelernt, der John Sinclair hieß und als Yardbeamter diesen unheimlichen Dingen auf der Spur war. Jessica mochte den Mann, sie hatte sich ein wenig in ihn verliebt. Auch sie war ihm nicht gleichgültig, aber seine Arbeit wehte ihn in die ganze Welt. Die Zeit, um eine Beziehung aufzubauen, hatten sie beide nicht.

Jessica hatte in den letzten beiden Tagen immer öfter an John Sinclair gedacht. Auch deshalb, weil ihr die Erklärungen der Krämersfrau nicht aus dem Kopf gingen. Das Verschwinden der Tiere war etwas Unheimliches und nicht Erklärbares gewesen, und wenn John bei ihr gewesen wäre, hätte er sich bestimmt um den Fall gekümmert.

Sollte sie ihm Bescheid geben?

Jessica hatte mit dem Gedanken gespielt, dann davon Abstand genommen, weil sie fürchtete, sich lächerlich zu machen. Zudem hatte John sicherlich mehr als genug zu tun. Er brauchte sich nicht um sie zu kümmern und um ihre Ahnungen.

Sollte sie jedoch konkretere Hinweise finden, dann würde sie sich mit dem Geisterjäger in Verbindung setzen.

Wie hatte die alte Frau doch gesagt? Erst die Tiere, dann die Menschen. Eine ungewöhnliche und irgendwie auch erschreckende Aussage, die sie nicht aus dem Sinn verlieren wollte.

Sie erhob sich.

Der Muskelkater hielt sich heute in Grenzen. Jessica drehte sich, hob die Arme und streckte sie, ebenso wie ihr Gesicht, der Herbstsonne entgegen.

Dann holte sie Luft.

Tief atmete sie ein, die morgendliche Kühle füllte ihre Lungen, und sie fühlte sich wieder wohl.

Die Karte steckte griffbereit in einer Seitentasche. Bevor sie dort nachschaute, trank sie noch einen Schluck von dem mit Traubenzucker angereicherten Tee, der noch lauwarm war, weil er sich in einer Thermoskanne befand.

Von ihrem Rastplatz aus mußte sie noch ein Stück höher gehen, um dann zu einem Wäldchen auf dem Hügel zu gelangen.

Es wuchs an der anderen Seite weiter und begleitete die Wanderstrecke bis zu dem kleinen Bach hin, der aus den Bergen schäumte und sich durch das schmale, mit zahlreichen Steinen bedeckte Flußbett seinen Weg bahnte.

Dort unten sollte es dann ein altes Schäferhaus geben, eine aus Stein gebaute windschiefe Hütte.

Und sie dachte daran, daß auch die Schafe verschwunden waren, die sonst die langen Hänge als idealen Platz zur Nahrungssuche gesucht hatten. Sie waren verschwunden.

Warum?

Es lag sicherlich nicht am Wetter, denn noch zeigte sich der Herbst von seiner schönsten Seite.

Allerdings empfand Jessica nicht mehr die Begeisterung für den Anblick der Natur, wie in den ersten Tagen. Da hatte sich schon in ihrem Inneren ein Wandel vollzogen, denn sie war jetzt sehr vorsichtig geworden, und sie beobachteten die Umgebung mit anderen Blicken.

Immer wieder dachte sie daran, daß man auch sie belauert hatte. Einen hundertprozentigen Beweis dafür hätte sie nicht bringen können, aber sie wollte auch nicht zugeben, daß sie sich geirrt hatte.

Irgend etwas war hier.

Sie ging weiter und schritt dabei kräftig aus. Die Sohlen ihrer Schuhe griffen wie neue Autoreifen.

Auch wenn der Boden noch feucht war, brauchte sie keine Angst davor zu haben, schnell auszurutschen.

Der Wald war zwar dicht, aber nicht zu dicht. Das meiste Laub hing wie ein gewaltiges Farbenspektrum an den Bäumen. Was mittlerweile abgefallen war, bedeckte den Boden als bunter Teppich.

Über dem Wald stand die Sonne. Es gab genügend Lücken, die ihre Strahlen hindurchließen, so bildete sich auf dem Waldboden ein Muster aus hellen und dunklen Flecken, was wie ein von Künstlerhand geschaffener Teppich aussah.

Es gefiel ihr. Mit jedem Schritt, den Jessica tiefer in den Wald eindrang, hatte sie das Gefühl, ein Teil von ihm selbst zu werden. Die Ruhe war so wundervoll. Sie horte das Singen der Vögel, aber das kam ihr so weit entfernt vor.

Wenn sich die Seele lösen und eins mit der Natur werden konnte, dann war das hier der Fall. Sie war so beschwingt, so anders als sonst, sie fühlte sich einfach wohl.

Bis sie einen Punkt erreichte, wo dieses Gefühl schlagartig aufhörte.

Es lag an dem Geruch!

Als wäre sie von einer Mauer gestoppt worden, so hart blieb Jessica Long stehen.

Sie atmete ein, sie schloß die Augen halb, sie konzentrierte sich, weil sie wissen wollte, ob sie sich getäuscht hatte oder nicht.

Nein, sie hatte sich nicht geirrt.

Es gab diesen Geruch.

Und er wehte ihr entgegen.

Er war wie eine Fahne, die nie abriß, die sie umwehte, und plötzlich mußte sie wieder an die Worte der alten Frau denken.

Nach Verfaultem roch es hier, als wäre dieser Wald ein Urwald, der Jahrhunderte sich selbst überlassen worden war, wo altes verfaultes, Gase bildete, um Neues über das Alte wachsen zu lassen.

Das alles paßte nicht in diese Umgebung.

Jessicas Gefühlswelt schaltete auf Alarm!

Was stimmte hier nicht?

Sie traute sich auch nicht, weiterzugehen. Stehend und dabei den Kopf leicht drehend, beobachtete sie die Umgebung. Lauerte jemand im Dickicht? Wurde sie aus dem Unterholz beobachtet? So wie sie schon einmal das Gefühl gehabt hatte?

Zu sehen war nichts, aber darauf wollte sich Jessica Long nicht verlassen.

Irgend etwas paßte nicht in diese herrliche Umgebung. Hier lauerte etwas, vor dem sie sich fürchtete.

Sie schaute nach vorn.

Die Künstlerin hielt sich an einer Spalte auf, wo der Wald nicht mehr so dicht war. Sie schaute in die Lücken zwischen den Bäumen hinein, und ihr fiel auch das dichte Laub auf, das den Boden wie ein großer Teppich bedeckte. Nicht nur Laub von diesem Jahr, es war auch altes darunter, und es sah aus, als wäre es mehrmals durchgefegt und aufgelockert worden.

War das natürlich? Hatte die reine Natur für diese Veränderung gesorgt? Oder hatten Menschen ihre Hand im Spiel gehabt?

Diese Fragen beschäftigten Jessica Long sehr. War sie bisher ruhig und ausgeglichen gewesen, so fühlte sie sich plötzlich nervös und unter Druck gesetzt. Sie verglich den Anblick des Untergrunds mit den Aussagen, die sie gehört hatte, dabei gelang es ihr nicht, eine Verbindung zu finden.

Die Natur war gestört, wie auch immer, das hier paßte einfach nicht. Es war - wie Jessica Long feststellen mußte, eine Quelle der Gefahr. Und darüber erschrak sie.

Ihr Hals war trocken geworden. Die Luft kam ihr rauh vor, nicht mehr so seidig.

Sollte sie umkehren?

Ihr Gefühl sagte ja, der Verstand nicht. Jessica war den Weg nun einmal gegangen, sie wollte dicht vor dem Ziel nicht mehr stoppen und sich ausruhen.

Sie hatte das Gefühl, Säure in den Augen zu haben. So sehr brannten sie.

Jessica schaute sich um.

Die Blicke glitten über den aufgewühlten Laubhaufen hinweg, sie suchten nach irgendwelchen Fallen, nach Feinden, die auf sie lauerten. Es war nichts zu entdecken.

Nur der Geruch blieb…

Sie empfand ihn jetzt als so störend, daß sie ihn schon nicht mehr atmen wollte und nur durch die Nase Luft holte. Ihrer Meinung nach hatte er sich in den vergangen Sekunden aktiviert.

Fäulnis, verdorbenes Fleisch, blauschwarzes Schimmern, von einem

Heer von Fliegen bedeckt.

All diese Vergleiche kamen ihr bei dem Geruch in den Sinn. Über ihren Rücken rann ein Schauer, der sogar die Beine erfaßte. Selbst auf der Zunge lag der faulige Geschmack.

Nein, so roch auch altes Laub nicht.

Jessica ging weiter. Sie selbst hatte sich nicht den Befehl gegeben, die Schritte zu setzen, es geschah rein automatisch, sie wollte einfach nicht kneifen. So etwas paßte nicht zu ihr.

Unter ihren Füßen raschelte das Laub. Es knisterte, es brach ein, es wurde von den Kuppen der Schuhe in die Höhe geschleudert, es war feucht und trocken zugleich.

Um ihre Mundwinkel zuckte es, weil sie das Gefühl hatte, von Spinnweben berührt zu werden.

Sie schaute hoch.

Die Sonne stand über den Bäumen. Ein blasser Ball, matt angestrichen, scharf konturiert in der Bläue des Herbsthimmels. Die Sonne kam ihr so wunderbar vor, sie wollte sie einfach nicht aus dem Blick lassen. Das war die Hoffnung…

Automatisch setzte sie ihre Schritte.

Das Laub wurde dichter, dieser natürliche Teppich verknüpfte sich noch mehr.

Er war dick, aber nicht zu dick.

Urplötzlich geschah es!

Das war kein Laub mehr, da gab es keinen Boden, da war der Widerstand verschwunden.

Jessica schrie auf, als sie fiel.

Ihr Gesicht versteinerte innerhalb eines Sekundenbruchteils, und sie sah selbst aus wie eines ihrer Modelle.

Dabei hatte sie den Eindruck, immer tiefer fallen zu müssen, hineinzurutschen in einen Schacht, den der Teufel persönlich für sie geöffnet hatte.

Er endete nicht in der Hölle, sie fiel auch nicht sehr tief. Sie landete auf etwas Weichem, das ihren Aufprall sehr gut abfederte. Sie sank kaum ein, die Furcht verschwand für einen Moment, um dann stärker als zuvor zurückzukehren, denn Jessica hatte gesehen, in was sie hineingeraten war.

Und jetzt schrie sie richtig!

***

Allerdings nicht vor Angst oder Entsetzen, sondern vor Ekel. Durch das Laub, das die Öffnung einer Fallgrube abdeckte, war sie in die Tiefe gefallen. Und in dieser Grube stapelten sich alte Kadaver.

Rohes, fauliges Fleisch, Häute und Knochen bildeten ein Wirrwarr, in dem sich zahlreiche Tiere wohl fühlten. Es gab keine Stelle, die nicht

von irgendwelchen Käfern oder Fliegen bedeckt war.

Zusammen bildeten sie ein zitterndes Muster, das dann so aussah, als würden sich die zahlreichen Fleischreste bewegen oder umherwandern.

Es war ein Alptraum, den sie geschockt, starr und sekundenlang erlebten, wobei sie sich erst jetzt darüber im klaren war, daß sie mit ihrer ausgestreckten rechten Hand in eine weiche Masse hineingetaucht war, die ihre Finger wie ein Schwamm umgab.

Jessica zerrte die Hand zurück. Sie starrte sie an. Durch das Loch über ihr fiel genügend Licht in die Fallgrube, damit sie sehen konnte, welch ein dunkler Schmier an ihrer Hand nach unten rann.

Sie schüttelte sich, das Gesicht zeigte die Fratze des Ekels, doch sie traute sich nicht, die Handfläche an ihrer Kleidung abzuwischen. Wie eine Figur stand sie auf der Masse, die durch das Gewicht der Frau nachgab, so daß sie allmählich und wie in einer zeitlupenhaften Szene immer tiefer rutschte.

Das überriß sie nicht, denn bei ihr bewegten sich ausschließlich die Augen, mit denen sie die Umgebung durchforstete.

Glatte, feuchtschimmernde Wände rahmten sie ein. Die alten Kadaver bildeten in der Fallgrube einen kleinen Hügel. Das alte Fleisch befand sich bereits zusammen mit der Haut im Zustand eines Gärprozesses. Es hatte sich eine Schimmelkruste gebildet, und auch die bewegte sich, wenn kleine Tiere über sie hinwegkrochen.

Etwas derartig Widerliches war ihr noch nicht begegnet, abgesehen von der Szene in dem Horror-Restaurant, als sie John Sinclair kennenlernte.

Der Gestank war schrecklich. Er drückte die Übelkeit in ihr hoch, und Jessica wunderte sich darüber, daß sie bisher noch nicht gebrochen hatte.

Irgendwann würde das geschehen, dann waren auch ihre Grenzen der Belastbarkeit erreicht. Noch stand sie zu sehr unter Schock und dachte auch daran, wie es ihr wohl möglich war, wieder aus dieser Fallgrube herauszukommen.

Jessica legte den Kopf zurück und schaute in die Höhe. Die Abdeckung lag verdammt hoch über ihr.

Sie hätte schon springen müssen, um sie zu erreichen.

Dazu war der Boden zu weich. Sie stand auf den weichen Kadavern, die nicht fest genug waren.

Und das Kriechgetier auf dieser fauligen und übelriechenden Masse hatte sie als neue Beute entdeckt, denn zahlreiche Käfer und Fliegen umschwirrten oder umkrabbelten sie bereits. Einige fette, schillernde Fliegen suchten ihr Gesicht als Landeplatz aus und ließen sich nur schwer verscheuchen.

Jessica riß sich wahnsinnig zusammen und unterdrückte ihren Ekel.

Sie gratulierte sich selbst dazu, daß sie so etwas überhaupt schaffte, konzentrierte sich auf ihre Situation und versuchte, alle Gefühle auszuschalten.

Es war natürlich schwer, immer blieb etwas zurück, aber sie sah, daß der Kadaverhaufen an einer Stelle höher war als woanders. Und zwar dort, wo er an der Innenwand ihr gegenüber in die Höhe zu kriechen schien.

Da mußte sie einfach hin. Wenn sie dort stand, gelang es ihr möglicherweise, sich so gut abzustemmen, daß sie den Rand der Grube umfassen und sich hochziehen konnte.

Es waren nur wenige Schritte, die aber hatten es in sich, denn sie ging nicht mehr so wie auf dem Waldboden. Bei jedem Tritt sank sie ein und erzeugte dabei schmatzende Geräusche, die sich anhörten, als würde irgendein Wilder rohes Fleisch verspeisen.

Es sah so aus, als würde sie durch Wasser schreiten, nur mühte sie sich wesentlich schwerer ab.

Dann war sie da.

Unter ihr lag ein Platz, wo das Fleisch schon sehr alt war und dementsprechend weich. Sie sank noch tiefer und entdeckte dabei Felle, die an einigen Stellen noch hell schimmerten. Das mußten Schaffelle sein.

Trotz des Grauens war ihr in den vergangenen Sekunden einiges klargeworden. Sie wußte jetzt, weshalb keine Tiere mehr umherliefen. Sie konnten es gar nicht, denn sie waren alle getötet und in die Grube geschleudert worden.

Wer hatte das getan?

Es war typisch für sie, daß sie sich mit diesem Motiv gedanklich auseinandersetzte. Möglicherweise hatte sie das durch ihre wenigen Stunden im Zusammensein mit John Sinclair gelernt, aber den wollte sie jetzt ausklammern. Es ging einzig und allein um sie selbst.

Jessica schaute an der Wand hoch, maß die Entfernung ab. Es würde schwer sein, überhaupt den Rand mit den Fingerspitzen zu erreichen.

Dennoch mußte sie es versuchen.

Sie achtete nicht auf das Getier, das Körper und Gesicht bedeckte, sackte etwas in die Knie, um in dieser Haltung genügend Schwung holen zu können.

Jessica tat nichts.

Sie lauschte nur, denn etwas hatte sich verändert. Über sich hörte sie ein bestimmtes Rascheln. Es ertönte nur dann, wenn jemand durch das Laub schritt.

Ein Tier konnte es nicht sein, es blieb der Mensch. Ein Fremder im Wald, einer, der die Fallgrube gebaut hatte und sich jetzt davon überzeugen wollte, welche Beute ihm in das Netz gegangen war.

Sie sprang nicht. Dieser Vorsatz war aus ihrem Hirn ausradiert

worden. Dafür stellte sie sich die schlimmsten Dinge vor. Wie ein mordlüsternes Etwas am Rand der Grube erschien, schwerbewaffnet, um sie zu malträtieren.

Die Grube war keine Grube mehr im eigentlichen Sinne. Sie kam ihr vor wie ein großes Grab, in dem sie irgendwann einmal vermodern würde. Aus den Augenwinkeln schielte Jessica Long in die Höhe. Die Schritte waren noch immer da, sie gingen mit ihrem Herzschlag synchron. Wer immer die Person auch sein mochte, sie machte es spannend. Obwohl sie die Grube bereits erreicht hatte, stellte sie sich nicht an deren Rand auf, um in die Tiefe zu schauen.

Das allerdings änderte sich.

Genau dort, wo die Sonne stand und durch die Öffnung schien, war plötzlich der Schatten da.

Groß und langgestreckt, kein Tier, ein Mensch, aber nicht erkennbar, ob Mann oder Frau.

Der Schatten bewegte sich, er senkte den Kopf. Dann hörte sie eine Stimme.

»Da hast du aber Pech gehabt…«

Jessica erstarrte abermals.

Sie konnte es nicht glauben, nur gab es keinen Zweifel. Es war die Stimme einer Frau gewesen…

***

Jetzt mußt du hochschauen, jetzt mußt du sie anschreien, du mußt ihr sagen, daß sie verrückt ist, daß es so nicht weitergeht. Du mußt ihr einfach klarmachen, daß…

Nein, sie tat nichts. Sie blieb stehen, sie starrte vor sich gegen die Wand und sah auch dort die Käfer und Fliegen in langen Reihen nach unten krabbeln.

Das konnte doch nicht wahr sein, das war verrückt, das war einfach nicht wahr.

»Hast du mich gehört?«

Die Stimme drang wie aus weiter Ferne an ihre Ohren. Sie konnte ihre Erstarrung nicht überwinden.

Erst als die Unbekannte etwas aus der Höhe gegen ihren Kopf warf, einen kleinen Klumpen Erde, da blickte sie hoch.

Die andere stand am Rand der Grube wie ein weiblicher Triumphator. Sie hatte rabenschwarzes Haar, trug eine grüne Bluse aus dickem Stoff, bei der einige Knöpfe nicht geschlossen waren, so daß viel von ihrer sonnenbraunen Haut zu sehen war. Ihre Beine steckten in einer langen braunen Lederhose, sie trug halbhohe Stiefel und hatte die Hände in die Seiten gestützt.

Ihr Blick war kalt und berechnend, der Mund mit den vollen Lippen zusammengekniffen.

Jessica deutete ein Nicken an. Zwei Fliegen störten die Bewegung, sie huschten von ihrem Gesicht weg. »Ja, ich habe Sie gehört. Sie haben laut und deutlich gesprochen, und ich will verdammt sein, wenn ich das gut finde, was hier geschehen ist.« Jessica freute sich darüber, daß sie schon wieder so reden konnte. Die alte Energie kehrte allmählich wieder zurück.

»Das stört mich nicht. Du hast dir ausgerechnet einen Weg ausgesucht, den du nicht hättest gehen sollen.«

Sie schickte ein Lachen hoch. »Wer bestimmt das - Sie?«

»Unter anderem.«

»Tut mir leid, aber dies hier ist ein freies Land, in dem sich jeder so bewegen kann, wie er will. Ich habe keine Zäune gesehen und auch keine Absperrungen. Es gab weder Barrieren, noch Halteschilder. Ich bin nur einen normalen Weg gegangen, das ist alles.«

»Ein Fehler.«

»Das sagen Sie. Ich weiß, daß es widerlich ist, eine Fallgrube zu bauen, aber soll ich hier ebenfalls verfaulen wie die Tiere, die Sie hineingetrieben haben?«

»Ich habe sie nicht in die Grube getrieben, das zu deiner Information. Und du brauchst auch keine Furcht davor zu haben, daß du hier verfaulst. Ich werde dich herausholen.«

Jessica schlug eine Fliege von ihrer Wange. »Wie schön. Dafür danke ich dir.«

»Warte.«

Sie verschwand wieder und ließ die Künstlerin allein. Jessica begriff die Welt nicht mehr. Sie hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit dem Erscheinen einer Frau, die zudem noch etwas mit dieser verdammten Fallgrube zu tun hatte.

Irgend etwas stimmte mit der Grube nicht. Das war keine normale Fallgrube. Es gab auch keine Pflöcke, die aus dem Grund hervorragten und mit gefährlichen Spitzen in die Höhe zeigten. So etwas wäre normal gewesen, aber nicht nur eine Grube.

Wenn Tiere hineinfielen, wie konnten sie sterben? Manche besaßen soviel Sprungkraft, daß sie durchaus den Rand hätten erreichen können. Aber diese Reste sahen anders aus, so seltsam, wie…

Jessicas Gedanken wurden unterbrochen, als die Person zurückkehrte. Sie trug tatsächlich etwas in der rechten Hand, mit dem sie die Frau aus der Grube hervorholen konnte.

Es war ein langes Seil, das sie mit geschickten Bewegungen ausrollte.

Es fiel ihr entgegen. Jessica mußte den Kopf zur Seite drehen, um nicht im Gesicht erwischt zu werden. Das Ende des Seils klatschte neben ihr gegen die feuchten Kadaver, und sie hörte, wie die Fremde ihre Anweisungen gab.

»Faß es an und halte es gut fest. Am besten wäre es, wenn du dir das

Seil um die Handgelenke schlingst.«

»Ich weiß, was ich zu tun habe.«

»Gut.«

Jessica Long hätte alles getan, nur um dieser verdammten Lage zu entkommen. So schlang sie das Seilende mehrmals um ihren Unterarm. Es malte sich dort ab wie ein heller Schlangenkörper.

»Halte dich gut fest.«

»Keine Sorge!«

Die Frau zerrte und zog. Jessica mußte ihr eingestehen, daß sie sehr viel Kraft besaß. Hand über Hand zog sie das Seil mit der Last höher, und Jessica unterstützte sie insofern, als daß sie sich mit den Schuhsohlen an der Wand abstützte.

Endlich raus aus diesem Dreck, für dessen zustandekommen sie noch immer keine Erklärung wußte, aber sie würde der Person Fragen stellen, das stand fest.

Jessica ließ sich über den Rand fallen. Sie kroch dann in das Laub hinein, das durch ihre Bewegungen hochgewirbelt wurde und sich über sie legte.

Dann stand sie auf.

Die fremde Person war zwei Schritte zurückgetreten und wickelte gelassen das Seil ein. Sie summte dabei vor sich hin und tat so, als wäre Jessica überhaupt nicht vorhanden.

»He, Sie.«

»Ja?«

»Danke.«

Die Fremde lachte und zeigte dabei eine kräftige Zahnreihe. »Ja, bedank dich nur. Ich hoffe, daß du in Zukunft andere Wege nimmst. Das hier ist nichts für dich.«

»Und weshalb nicht?«

Die Frau hob die Schultern. »Ich werde dir sagen, daß ich es zum Sperrgebiet erklärt habe. Das muß dir reichen. Es ist meine Welt, verstehst du? Mein Reich allein. Hier lebe und regiere ich.« Sie breitete die Arme aus. »Das ist ein Stück dieser Welt, die trotzdem von einer anderen beherrscht wird.«

»Sorry, aber da komme ich nicht mit.«

»Das ist auch nicht nötig. Halte dich an die Regeln. Wenn du weiterhin in Ruhe gelassen werden willst, nimm diesen Weg nicht noch einmal. Bis jetzt hast du Glück gehabt. Ich kann in der Zukunft für nichts mehr garantieren.«

»Deshalb also waren die Leute im Ort so komisch.«

»Wie meinst du das?«

»Vergiß es. Ich suchte nur die Tiere.«

»Das mußt du vergessen«, flüsterte die Fremde. »Es ist am besten, wenn du dich so schnell wie möglich zurückziehst. Geh den Weg, den

du genommen hast, und dir wird nichts passieren. Laß die Kräfte hier in Ruhe. Fordere das Schicksal nicht heraus, wenn dir dein Leben lieb ist. Es könnte tödlich für dich enden.«

Die Frau hatte ihre Stimme erhoben, als sie sprach. Aber Jessica verstand die Warnung sehr gut.

Und sie hatte auch eine Gänsehaut bekommen, zudem kam ihr der Blick dieser Person in der grünen Bluse vor wie eine Eisdusche.

»Darf ich trotzdem fragen, wie meine Lebensretterin heißt?«

»Nein.«

»Gut, dann sind wir quitt. Vielen Dank noch mal.« Jessica Long nickte der anderen zu und ging.

Sie wußte, daß ein Augenpaar gegen ihren Rücken starrte, doch sie hütete sich, auch nur einmal den Kopf zu drehen. Die Warnung hatte ihr tatsächlich gereicht.

Eigentlich hätte sie rennen wollen, doch sie ging normal weiter. Nur keine Schwäche zeigen, obwohl sie sich zum Heulen elend fühlte. Als sie den Wald hinter sich gelassen hatte, da hatte sie das Gefühl, aus einer Hölle in den Himmel zu kommen.

Kein Wechselspiel zwischen Hell und Dunkel mehr. Der klare Herbsthimmel lag wie gezeichnet über ihr. Die Landschaft war ein einziges wunderbares Gemälde, in das sich hinein der bunte Rausch der Farben ergoß. Wundervoll…

Sie drehte sich um.

Nichts war mehr zu sehen. Die Dunkelhaarige war ihr nicht gefolgt. Sie schien überhaupt nicht mehr existent zu sein. Ihr Erscheinen, dann die Grube, das alles war ein Traum, ein Alpdruck, der aber jetzt hinter ihr lag.

Wäre nicht der Gestank gewesen, der aus ihrer Kleidung strömte, hätte sie alles mit anderen Augen betrachtet und nicht durch die Brille der Furcht.

Ihr fiel ein, daß sie auf dem Herweg ein kleines Rinnsal gesehen hatte. Dort wollte sie hin und sich so gut wie möglich säubern.

Jessica war mit einem guten Orientierungssinn ausgestattet. Sie fand den schmalen Bach sehr schnell, reinigte wenigstens ihre Jacke und dachte daran, daß sie die andere Kleidung erst in London säubern würde. Sie wollte den Ratschlag befolgen und verschwinden. Aber sie würde zurückkehren.

Das stand fest.

Das Wasser vor ihr sah aus wie ein langgezogener, sich bewegender Spiegel. Sein Plätschern konnte beruhigen, es überdeckte andere Geräusche, und doch hörte Jessica das Knacken hinter sich.

Sie fuhr noch in der Hocke sitzend herum!

Strauchwerk, dürr und sperrig. Wie tot hing das braune Laub zwischen den Zweigen.

Nur das Laub oder auch ein Gesicht?
Jessica hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Daß hinter dem Gestrüpp jemand hockte und auf ihren Rücken gestarrt hatte. Sie brauchte nur hinzugehen, um nachzuschauen, das aber traute sie sich nicht. Sie fürchtete sich. Schreckliche Visionen peinigten sie, dabei dachte sie an die Warnung der Frau.
Erkennen konnte sie nichts. Aber sie hörte etwas.
Das leise Rascheln, als sich jemand durch das Laub auf dem Boden bewegte. Es war bestimmt keine Schlange, die ihren Weg suchte, dazu war der Körper zu groß.
Ein Mensch zog sich zurück…
Es war ihr nicht möglich, herauszufinden, ob es ein Mann oder eine Frau war, aber sie dachte daran, wie sehr sie sich beobachtet gefühlt hatte. Für sich war es vorstellbar, daß sich die Unbekannte nicht allein durch den Wald bewegte.
Dann änderte sich das Geräusch. Dumpfe Trittgeräusche klangen auf. Sehr schnell wehten sie davon, und Jessica atmete zum erstenmal seit langer Zeit wieder durch.
Jetzt fühlte sie sich besser.
Sie beeilte sich trotzdem. Dieser herrlich herbstliche Wald hatte für sie seinen Zauber verloren. Er kam ihr jetzt bedrohend und abweisend vor, als wäre das nicht mehr die normale Welt, sondern eine andere, die sich wie eine Glocke über die Umgebung gestülpt hatte.
Was ging hier vor?
Jessica dachte daran, als sie sich aufrichtete und weiterging. War es tatsächlich eine andere Macht?
War etwas Unheimliches und Unbegreifliches geschehen?
Sie konnte es nicht sagen, sie hatte überhaupt keine Erklärung für all die Boshaftigkeiten, aber eines stand längst fest. Sie würde John Sinclair davon berichten…

***

Einige Stunden später.
Jessica Long war enttäuscht, als sie den Telefonhörer auf die Gabel legte. Sie hatte es nicht geschafft, den Geisterjäger zu erreichen. Er sei unterwegs, hieß es, und die Stimme seiner Sekretärin hatte sich ziemlich spitz angehört.
Das Telefon stand im Flur der kleinen Pension, wo sich auch die Treppe nach oben hinzog. Mit müden Schritten ging sie die Stufen hoch. Sie traf die Besitzerin, die dabei war, die Etagendusche zu putzen. Die Frau war schon älter und hörte auf den Namen Gladys McGuire. Als Jessica kam, ließ sie den Putzlappen sinken und drehte sich in der gebückten Haltung um. »Wieder kein Glück gehabt, Miß Long?«

»Leider nein.«
»Versuchen Sie es doch später noch einmal.«
»Mal sehen.«
Die Wirtin nickte. Sie trug einen Kittel mit Blümchenmuster. »Und Sie wollen uns morgen früh wirklich schon wieder verlassen?«
»Ja.«
»Aber Sie wollten doch…«
»Es haben sich eben andere Umstände ergeben, wissen Sie.« Jessica blieb an ihrer Zimmertür stehen, die hellgrün gestrichen war und den Rücken einer kleinen Nische bildete. Der Flur war eng. Es roch nach Bohnerwachs und scharf angebranntem Fleisch. Es gab Lamm, das hatten die Wirtsleute in einem Geschäft kaufen müssen und waren dafür zwanzig Meilen gefahren.
»Schade«, sagte Gladys McGuire, »Sie waren ein sehr netter Gast, Miß.«
»Danke. Es kann durchaus sein, daß ich bald schon wieder bei Ihnen bin. Ich muß nur nach London.«
»Soll ich Ihnen das Zimmer freihalten?« Gladys lachte über ihre eigene Aussage. »Unsinn, es ist sowieso frei. Hierher verirrt sich kaum ein Tourist.«
»Dabei ist die Gegend so wunderbar.«
»Ja, das stimmt, Miß Long.«
»Nur eben ohne Tiere.«
Das bleiche Gesicht der Frau verlor noch mehr an Farbe. »Es ist halt unser Problem«, murmelte sie.
Dabei drehte sie den Kopf zur Seite und bückte sich, um den Henkel des Eimers zu umfassen. Das Thema war ihr offenbar sehr unangenehm.
»Hängt es mit der Frau zusammen, die ich im Wald traf?« Jessica stellte die Frage wie nebenbei.
»Welche Frau?«
»Sie war dunkelhaarig. Ich sah sie im Wald und…«
Gladys McGuire schlug hastig mehrere Kreuzzeichen. »Um Himmels willen, reden Sie nicht weiter! Versündigen Sie sich nicht. Nein, Sie dürfen darüber nicht sprechen!«
»Warum nicht?«
»Das will ich Ihnen sagen. Es ist… es ist ein«, sie schluckte. »Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll. Es ist einfach gefährlich, darüber zu sprechen.«
»Dann kennen Sie die Person.«
Die Wirtin kam einen Schritt näher. »Ein jeder kennt sie«, flüsterte sie dann.
»Und? Was ist mit ihr?«
»Sie ist gefährlich.«

»Ach ja? Wieso?«

»Man sagt, daß sie alles haßt, was zwei und vier Beine hat. Sie… sie ist eine Einsiedlerin. Sie ernährt sich von gewissen Dingen. Sie soll eine Kannibalin sein.«

»Nein!«

»Doch, doch, doch…«. Aufgeregt fuhr die Zungenspitze der Frau über die dünnen Lippen hinweg.

»Aber darüber darf ich nicht reden. Bitte, das müssen Sie verstehen.« Hastig raffte sie ihre Putzutensilien zusammen und verschwand rasch. Sie ließ sich durch Jessicas Fragen nicht aufhalten.

»Seltsam«, murmelte die Künstlerin und öffnete die Tür ihres Zimmers. Das Wort Kannibalin wollte ihr nicht mehr aus dem Kopf, und sie dachte zwangsläufig an die Grube. Wenn sie nicht alles täuschte, hatten die Tiere angefressen ausgesehen, als wäre jemand satt gewesen und hätte die Reste weggeworfen.

Sie schüttelte sich, als sie daran dachte. Jessica konnte sich überhaupt nicht vorstellen, daß die Menschen dazu fähig waren. Okay, wenn sie die Tiere gebraten hätten, aber roh verspeisen? Das war ihr einfach zuviel, und wieder mußte sie schlucken.

Zudem hatten ja nicht nur Rehe und anderes Wild in der Grube gelegen. Sie hatte auch Katzen- und Hundekadaver gesehen, und das war mehr als schlimm.

Plötzlich kam ihr die Luft in diesem kleinen Zimmer zum Schneiden dick vor. Obwohl sie ausgiebig geduscht hatte, lag der Geruch auch weiterhin in ihrer Nase. Er schien sich darin festgeätzt zu haben.

Sie ging zum Fenster und öffnete es.

Der Himmel zeigte kein herbstlichhelles Blau mehr. Statt dessen war er düster geworden, grau, schmutzig und bleiern. Jetzt sah er aus wie eine dicke Wand, in die keine Löcher hineingerissen worden waren, um das Licht der Sterne zu zeigen.

Das konnte noch kommen, denn der Wetterbericht hatte keine Änderung vorausgesagt.

Sie lehnte sich vor.

Der Blick fiel auf die einzige Straße des Ortes. Es war kaum etwas los. Die Autos konnte sie an einer Hand abzählen. Wer hier unterwegs war, ging zu Fuß oder nahm das Rad. Ihr Fahrzeug stand vor der Pension wie ein Fremdkörper.

Sie überlegte schon, ob sie jetzt noch fahren sollte. Das wäre nicht gut gewesen, sie fühlte sich einfach zu müde und abgeschlafft. Die Reise am nächsten Morgen anzutreten, war besser.

Jessica schloß das Fenster wieder und legte sich auf das Bett. Sie wollte später noch etwas trinken, zunächst einmal ihre Gedanken in die Reihe bringen und dann…

Die Augen fielen ihr zu.

Der Tag war zu hart gewesen. Trotz der schrecklichen Erlebnisse siegte die Erschöpfung.

Von einer Sekunde auf die andere schlief sie ein…

***

Es kam alles anders, als Jessica Long es sich gedacht und auch fest vorgenommen hatte.

Plötzlich erwachte sie. Ihr war, als hätte sie einen Schlag bekommen, auf einmal war sie voll da und erschrak im selben Augenblick, obwohl sie noch nicht auf die Uhr geschaut hatte, doch eine innere Stimme sagte ihr, daß sie einfach zu lange gelegen hatte.

Sie mußte erst wieder zu sich selbst finden. Obwohl sie lag, kam sie sich taumelig vor.

Dann atmete sie tief durch. Der Oktober war der Monat, wo auch die Heizungen angestellt wurden.

In dieser kleinen Pension machte man da keine Ausnahme.

Die Wärme hatte zugenommen. Sie ballte sich innerhalb der vier Wände. Sie schien greifbar zu sein und erinnerte an dumpfe Tücher, die jemand aufgehängt hatte.

Jessica Long hatte das Gefühl, einen Schlag gegen den Kopf bekommen zu haben. Was sie jetzt brauchte, war ein Schluck Wasser und frische Luft.

Sehr mühsam und wie eine alte Frau erhob sie sich. Jetzt kam der Muskelkater wieder durch. Nicht nur in den Beinen, auch die Armgelenke schmerzten, wenn sie sie bewegte.

In dem Zimmer war ein Waschbecken. Sie ging darauf zu, machte Licht und besah sich im Spiegel.

Am liebsten hätte sie sich selbst die Zunge herausgestreckt, so alt und grau fühlte sie sich, aber sie wollte das Bild nicht noch schlimmer machen.

Sie drehte den Hahn auf. Das Wasser schäumte in das helle Porzellanbecken. Jessica ließ es in die Mulde der zusammengelegten Hände fließen, trank einige Schlucke, fühlte sich schon erfrischt und schleuderte sich die nächste Ladung ins Gesicht.

Auch das tat so unwahrscheinlich gut. Die Kälte des Wassers war wie ein heilsamer Schock, der die erste Dumpfheit vertrieb. Sie trank noch einmal, drehte das Wasser ab, trocknete ihr Gesicht und schaute erst dann auf die Uhr.

Jessica Long erschrak.

Noch zwanzig Minuten bis Mitternacht. Es war verrückt, daß sie so lange geschlafen hatte. Darüber ärgerte sie sich selbst, obwohl sie eigentlich nichts zu verlieren hatte. Sie verspürte auch ein leichtes Hungergefühl, aber jetzt würde sie wohl kaum etwas zu essen bekommen, das konnte man keinem Menschen zumuten.

Im Haus war es still. Hier gingen die Bewohner mit den Hühnern schlafen. Hinzu kam auch die Furcht vor den unheimlichen Dingen, die sie wie eine Kralle festhielt.

Viele wußten Bescheid, doch es gab niemand, der sich traute, darüber zu reden.

Was ging in der Umgebung dieses Ortes vor? Warum hatte man diese Grube geschaffen, und weshalb war die Angst der Wirtin so groß gewesen, als Jessica die dunkelhaarige Frau erwähnt hatte?

Es waren Fragen, und es würde Antworten geben. Aber nicht sie allein würde - sie finden, sondern gemeinsam mit John Sinclair, an den sie immer mehr dachte. Sie spielte auch mit dem Gedanken, ihn trotz der späten Stunde anzurufen. John würde es ihr nicht übelnehmen.

Die Künstlerin blieb vor dem Fenster stehen und umfaßte den noch altertümlichen Mittelgriff. Für einen Moment hielt sie sich nur daran fest, dann drehte sie ihn herum.

Das kleine Fenster klemmte. Zweimal mußte sie zerren, dann schwang es ihr entgegen.

Die kalte Luft tat gut. Sie war wenigstens natürlich und nicht so dumpf wie die Wärme aus der Heizung. Daß es so etwas überhaupt hier gab, wunderte Jessica, aber sie hatte erfahren, daß tief im Keller ein großer Heizkessel stand, der noch mit Kohle betrieben wurde.

Jessica beugte sich vor.

Der Wind umfächerte ihr Gesicht. Er wehte von den fernen Bergen herab, er bewegte das Blattwerk der Bäume.

Die gefärbten Blätter tänzelten nur leicht in der kühlen Brise.

Leer lag die Straße unter ihr. Jessica empfand die Stille schon als bedrückend und dumpf. Wahrscheinlich war es Unsinn, dieser Ort war in jeder Nacht in tiefes Schweigen gebettet, doch das Erlebnis vor einigen Stunden hatte auch bei ihr einiges verändert.

Nichts war zu sehen.

Eine leere Straße. Nur zwei alte Laternen. Sie spendeten ein müdes Licht, als hätten sie überhaupt keine Lust, noch stärker zu leuchten. Der Rinnstein sah aus wie ein tiefer Schatten. Außer ihrer Sichtweite wurde er irgendwann von der Finsternis verschluckt.

Der Himmel lag jetzt blank über ihr. So blank, daß auch die Sterne funkeln konnten. Sie gaben ein hartes, schon metallisches Licht ab. Vollmond herrschte nicht, dafür stand die blasse Sichel des Halbmondes am Firmament.

Sie atmete tief ein und aus. Das dumpfe Gefühl wich allmählich aus ihrem Kopf, die Müdigkeit verschwand, sie fühlte sich wieder etwas besser.

Jessica nahm sich vor, trotzdem ins Bett zu gehen. Vorher aber wollte sie noch nach unten gehen, wo das Telefon stand, und

versuchen, John Sinclair zu erreichen.
Sie schloß das Fenster wieder. Es war noch nicht ganz zu, da zuckte sie zusammen.
Sie hatte eine Bewegung gesehen - oder nicht?
Hastig zerrte sie es wieder auf, beugte sie abermals nach vorn, blickte auf die Straße, auch auf den Schatten am Rinnstein, aber jetzt sah sie nichts mehr.
Komisch…
Hatten ihr die überreizten Nerven einen Streich gespielt? Sah sie schon Gespenster?
Möglich war alles. Etwa eine halbe Minute hielt sie es noch aus, dann schloß sie das Fenster wieder und machte sich auf den Weg nach unten. So leise wie möglich schlich sie die Stufen der Treppe hinab. Sie wollte den McGuires am nächsten Morgen von ihrem Anruf nach London berichten.
Das Telefon stand nicht weit von der Haustür der kleinen Pension entfernt. Wenn Jessica den Arm ausstreckte, konnte sie das große Holz berühren.
Sie hielt den Hörer schon in der Hand, lauschte dem ihr überlaut vorkommenden Freizeichen, als sie ein anderes Geräusch förmlich elektrisierte. Es war an der Tür aufgeklungen, von außen her, und es hatte sich wie ein Kratzen angehört.
Jessica erstarrte.
Sekundenlang blieb sie in dieser Haltung. Vergessen war das Telefonat, die Hand mit dem Hörer sank langsam nach unten. Das Freizeichen erstarb, Stille kehrte ein, in der das Kratzen wesentlich lauter klang als beim erstenmal.
Jessica Long bekam eine Gänsehaut. Wie ein feiner Schleier fuhr sie über ihren Rücken hinweg.
Nur sie hatte das Geräusch gehört, die McGuires lagen längst in den Betten.
Was sollte sie tun? Die Tür öffnen oder die Laute ignorieren? Und wer stand dort draußen und kratzte? Sie glaubte nicht daran, daß es ein Mensch war, es konnte ebensogut ein Tier sein. Ein Hund oder eine Katze. Doch die gab es angeblich nicht mehr in diesem Kaff. Oder war noch eins zurückgeblieben?
Das Kratzen blieb, und dazwischen erklang ein anderes Geräusch. Ein Winseln. Das konnte nur ein Hund ausgestoßen haben.
Ein Hund, der Druck verspürte, der sicherlich in einer tiefen Angst steckte.
Jessica Long gehörte zu den Menschen, die Tiere mochte. Sie konnte es einfach nicht übers Herz bringen, das Tier dort vor der Tür leiden zu lassen. Da mußte sie einfach etwas tun, auch wenn sie das »Draußen« als feindliches Gelände ansah.

Das Kratzen verstärkte sich, das Winseln ebenfalls. Sie griff zur Klinke. In diesem Ort verschloß man die Türen nicht. So war es einmal gewesen, doch seit einiger Zeit wurden die Schlüssel wieder herumgedreht, weil das, was da draußen lauerte, sich keinen Eintritt in die Häuser verschaffen sollte.

Jessica schloß auf. Zweimal drehte sie den Schlüssel herum, so verlor sie etwas Zeit.

Wieder jaulte der Hund…

Die Tür war offen, sie drückte die Klinke, zog sie ziemlich schnell auf und rechnete damit, einen Hund zu sehen.

Den sah sie auch.

Nur anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Aus dem Dunkel der Nacht war ein Mensch wie ein Monster aufgetaucht, der geduckt direkt vor der Tür stand und den Hund, eine Promenadenmischung, mit beiden Händen umklammert hielt. Das Maul des Tieres war weit aufgerissen, der Mund des Menschen ebenfalls. Der aufgerissene Mund schwebte dicht über dem Hundenacken, als wollte er jeden Augenblick seine Zähne in Fell und Fleisch hineinschlagen…

***

»Nein, nicht!«

Spontan waren diese beiden Worte über die Lippen der Künstlerin geflossen, denn sie hatte mit einem Blick erfaßt, was hier vor sich ging.

Der Mann zögerte. Nicht der Hund knurrte, sondern er, und es hörte sich an wie bei einem Tier.

Er hob den Kopf.

Sie sah das Gesicht.

War es ein Kunstschädel, eine Fratze, das Zerrbild eines Menschen? Er trug nur Lumpen, und auf dem Schädel wuchs kein einziges Haar. Dafür war er mit Pocken und Narben ebenso überwuchert wie das gesamte Gesicht, das einen stumpfen Ausdruck zeigt. Hinzu kam der breite Mund, mehr ein Maul, das tiefe Wunden in den Tierkörper reißen konnte, wenn diese Gestalt zubiß.

Beide starrten einander an.

Jessica schauderte zusammen, denn sie sah, das die Augen des Wesens keine Pupillen aufwiesen, sie waren einzig und allein von einer kalten, gelben Fläche ausgefüllt.

Augen wie kalte Laternen, die das Böse persönlich angezündet hatte. Die Zeit schien nicht mehr weiterzulaufen. Auch der Hund winselte nicht. Er atmete nur hechelnd, und Jessica Long wußte in diesem Moment nicht, wie sie sich verhalten sollte.

Die nackte Furcht hatte einen Umhang um ihren Körper gelegt, und sie brannte zudem in ihrer Seele.

Am liebsten hätte sie einen Speer in dieses flache widerliche Menschengesicht hineingerammt, doch nur ihre Fäuste standen ihr zur Verfügung, und mit ihnen würde sie gegen diese schreckliche Gestalt nicht ankommen. Von ihr strahlte derselbe Geruch ab, den sie auch in der Grube erlebt hatte, nur nicht so intensiv. Es roch nach altem Blut, und dann grunzte er sie an.

Jessica schrak zusammen. Die Furcht drückte ihren Magen zusammen. Sie war wie eine Teerschicht, die sich darum gewickelt hatte. Als der Kerl den Hund zurückzog, sprang sie vor, und sie sprang sinnbildlich dabei über ihren eigenen Schatten.

Noch in der Bewegung riß sie ihr rechtes Bein hoch und zielte mit dem Schuh nach dem Gesicht des Mannes.

Der hatte nicht damit gerechnet und auch keinerlei Anstalten getroffen, zur Seite zu zucken. Er nahm den Tritt voll. Sie spürte den weichen Widerstand unter ihrer Sohle, hörte das Gurgeln, das wie ein Erstickungsanfall klang, dann fiel der Kerl zurück und landete auf dem Rücken.

Auch der Hund regte sich.

Plötzlich erwachte er aus seiner Starre. Er bellte laut, knurrte dann und biß um sich.

Damit hatte der verfluchte Fänger nicht gerechnet. Zudem war er mit sich selbst beschäftigt. Sein Griff lockerte sich zwangsläufig, was der Hund sofort ausnutzte.

Er riß sich mit wilden Bewegungen los und raste davon, als wäre der Teufel mit einer glühenden Peitsche hinter ihm her.

Der Kerl aber rollte sich über den Boden. Jessica Long traute sich nicht, nachzusetzen, dieser Mann war ihr überlegen. Auf allen vieren blieb er hocken und erinnerte in dieser Haltung ebenfalls an ein Tier, das kurz vor dem Sprung stand.

Er leckte seine Lippen. Die Augen funkelten noch kälter. Dann drückte er sich hoch.

Er sprang!

Das hatte Jessica geahnt und blitzschnell reagiert. Eine Drehung, dann der schnelle Rückzug, das Zuknallen der Tür - all dies geschah innerhalb einer Sekunde.

Und der Mann wuchtete gegen das Holz.

Die Tür gehörte nicht zu denen, die man in moderne Billighäuser einsetzte, bei ihr war das Holz noch stabil und nur mit einer mächtigen Axt zu zertrümmern.

Der Kerl klatschte und knallte dagegen. Im Innern des Hauses hörte Jessica seine Schreie und Flüche. Das alles hätten auch die anderen Bewohner des Hauses mitbekommen müssen, aber es war niemand da, der es wagte, sich am Fenster oder auf der Straße zu zeigen.

Noch einmal schlug der Mann dagegen. Diesmal mit der Faust, wie

Jessica am Klang hörte.
Dann rannte er weg.
Jessica taumelte zurück, bis sie die Flurwand in ihrem Rücken spürte. Zitternd blieb sie stehen und merkte, wie ihr der Schweiß ausbrach und keine Stelle des Körpers verschonte.
Das war gerade noch einmal gutgegangen. Sie bekam das Bild einfach nicht mehr von ihren Augen weg. Dieses wüste Gesicht mit den Narben, dem haarlosen Schädel, das alles hatte auf einen Menschen hingedeutet, aber sie überlegte, ob dieser Mann tatsächlich ein Mensch war.
Er glich mehr einem Raubtier, und er hatte sein Gebiß in den Hals des Hundes schlagen wollen.
Sie schüttelte sich, als sie daran dachte. Eine verdammt schlimme Vorstellung.
Irgendwo knarrte eine Tür. Im nächsten Moment hörte sie die Stimme der Wirtin. »Miß Long…?«
Jessica gab keine Antwort.
»Bitte, Miß Long…«
»Ja, ich bin hier.«
»Gut, das ist gut.« Bodenbretter bewegten sich knarrend unter den Schritten der Frau, als sie näher kam. Noch hielt sie sich im Dunkeln, dann zündete sie eine Kerze an, deren Licht ihren weiteren Weg begleitete. Vor Jessica blieb sie stehen.
»Um Himmels willen, Miß Long! Was haben Sie getan?«
»Ich? Wieso?«
Im Kerzenlicht sah das Gesicht aus, als wäre es hinter einem dünnen Vorhang versteckt. »Ja, Sie, Miß Long. Sie… Sie haben doch die Tür geöffnet.«
»Stimmt.«
»Das hätten sie nicht tun dürfen.«
Jessica faßte sich an den Kopf. Wie konnte diese Frau nur so etwas behaupten. Das war verrückt, das war mehr, als nur den Kopf in den Sand zu stecken, das war die nackte Angst.
»Ich wollte helfen, Mrs. McGuire, verstehen Sie? Ich wollte einfach helfen.«
Gladys McGuire holte tief Luft. »Das hat keinen Sinn, Miß Long. Glauben Sie mir.« Sie flüsterte und war kaum zu verstehen. »Wir… wir kommen gegen sie nicht an.«
»Wogegen?« Jessica wollte das nicht einfach im Raum stehen lassen. Sie fühlte sich wie eine Jägerin, die eine Spur gefunden hatte. Jetzt mußte sie dranbleiben.
»Fragen Sie nicht!« flüsterte die Wirtin. »Stellen Sie keine Fragen.«
Jessica blieb störrisch. »Ich will aber eine Antwort haben. Schließlich bin ich durch den Hund in Lebensgefahr geraten, ich habe einfach ein

Recht darauf.«
Die Frau blieb störrisch. »Nicht jetzt, Miß Long. Nie mehr. Gehen Sie nach oben.«
Jessica sah die Angst auf dem Gesicht der Frau. Sie merkte genau, daß sich eine Wand aufgebaut hatte, die sie mit ihren Fragen nicht durchbrechen wollte.
»Gut, Mrs. McGuire. Ich werde nach oben gehen, so wie Sie es mir rieten. Aber zuvor möchte ich anrufen. Deshalb bin ich überhaupt nach unten gekommen.«
»Jetzt noch?«
»Der Teilnehmer ist ein Freund von mir, er ist es gewohnt, in der Nacht angerufen zu werden.«
»Gut, das ist Ihre Sache.« Sie Stimme hörte sich an, als wäre sie überhaupt nicht damit einverstanden, was Jessica vorhatte. Nur zögernd ging sie wieder zurück und ließ ihren Gast allein.
Die Künstlerin wartete, bis die Tür hörbar laut ins Schloß gefallen war. Jetzt erst spürte sie ihre Reaktion. Ihre Knie gaben nach, sie taumelte zur Seite, stützte sich an der Wand ab. Der Flur um sie herum schien sich zu drehen, und sie stand dort als Mittelpunkt. Das ging vorüber, sie riß sich zusammen und wählte abermals die Privatnummer des Geisterjägers in London.
Diesmal hatte sie Glück.
John Sinclair hob ab. Seine Stimme klang schläfrig, nicht einmal verärgert, und er war sofort hellwach, als er hörte, wer ihn da zu nachtschlafender Zeit anrief.
Die Worte sprudelten nur so aus Jessicas Mund hervor. John Sinclair unterbrach sie nur mit wenigen Fragen. Wichtig für sie war, daß er zustimmte, sie zu besuchen.
»Ich habe dich überzeugt?«
»Fast«, hörte sie seine Stimme.
»Dann warte ich.«
»Tu das. Und sei vorsichtig.«
»Darauf kannst du dich verlassen, John. Bis dann.« Als Jessica auflegte, blieb ein feuchter Schweißfilm auf dem Hörer zurück. Plötzlich klopfte ihr Herz wie verrückt. Sie hatte es tatsächlich geschafft, John zu erreichen. Jetzt sah die Welt schon wieder ganz anders aus. Und sie hatte ihn davon überzeugen können, London zu verlassen und sie zu besuchen.
Es gab zwar keinen Beweis, aber Jessica Long hatte das feste Gefühl, daß in diesem Ort vieles nicht mit rechten Dingen zuging. Daß tatsächlich Mächte am Werk waren, die den Menschen Furcht einjagten, die Zeichen setzen wollten, Signale des Bösen.
Sie ging auf ihr Zimmer. Ob Mrs. McGuire gelauscht hatte, war ihr egal. Auch sie würde sich wundern, und sie würde vor allen Dingen

umdenken müssen, wie auch alle anderen Bewohner von Terrymore.

Jessica betrat ihr kleines Zimmer. Sie machte Licht, sah das Bett und fiel darauf nieder.

Das Licht ließ sie brennen, denn die Helligkeit nahm ihr einen Teil der Furcht. So ganz konnte sie diese jedoch nicht vertreiben. Wenn sie daran dachte, wer oder was dort draußen lauerte, rann ihr ein Schauer nach dem anderen über den Rücken…

***

Ich traf nach einer wirklich heißen Fahrt am Nachmittag an meinem Ziel ein.

Das Dorf hieß Terrymore und lag auf der nicht sichtbaren Grenze zwischen Wales und dem nördlichen Cornwall. Das ist eine Gegend, wo sich Füchse und Hasen gute Nacht sagen und auch der Hund begraben liegt. Selbst Touristen verirrten sich kaum hierher, weil einfach nichts los war. Man konnte den Großstädtern nichts bieten. Es gab keine Infrastruktur.

Wer trotzdem kam, der mußte ein wahrer Enthusiast sein und sich allein an der Einsamkeit erfreuen.

Es war ein Kaff wie viele einsam liegende Dörfer auch, und trotzdem war es anders.

Ich spürte es, als ich einfuhr. Es war einfach etwas, das ich nicht beschreiben konnte. Ich erlebte es zum erstenmal.

Eine gewisse Atmosphäre der Düsternis, die auch vom hellsten Sonnenlicht nicht vertrieben werden konnte. Es war keine normale Dunkelheit, eher die Finsternis des Geistes, die von den Menschen Besitz ergriffen hatte. Es fehlte jede Art von Fröhlichkeit. Die wenigen Bewohner, die ich bei meiner Ankunft sah, bewegten sich vorsichtig und schleichend durch den kleinen Ort.

Selbst der Kirchturm vermittelte kein Schutzgefühl. Es schien ebenfalls vor dem anderen kapituliert zu haben.

Von Jessica Long wußte ich, wo sie wohnte. Es war eine kleine Pension in der Ortsmitte. Um sie zu erreichen, brauchte ich nicht weit zu fahren. Das Haus lag auf der linken Seite und grenzte mit seiner Frontseite an einen schiefen Gehsteig, dessen Platten durch die Witterung verkantet waren.

Ich stieg aus.

Still war es in Terrymore. Nicht weit entfernt blieben zwei Männer stehen und schauten zu mir herüber. Vor Jahren, als noch die großen walisischen Bergwerke allesamt in Betrieb gewesen waren, da waren die Bewohner von Terrymore mit Bussen zu ihren Arbeitsstellen gebracht worden. Viele Zechen hatte man geschlossen, die kleinen Orte starben allmählich aus, weil sich die jüngeren Leute auf in die Städte machten, und so blieben meist nur die Alten zurück.

Jessica Long hatte mir nicht allzu viel berichtet. Aber sie hatte davon gesprochen, daß es keine Tiere in Terrymore gab. Das fiel mir jetzt auf. Hunde sah ich ebensowenig wie Katzen, und das strahlende Wetter vom Tag zuvor war auch nicht mehr vorhanden. Es hatte umgeschlagen, der Himmel zeigte einen grauen Pelz.

Die Pension war alt. Man hatte die Mauern sehr dick gebaut. Kleine Fenster, eine wuchtige Eingangstür, die bei genauerem Hinsehen Kratzspuren auf dem Holz zeigte. Ich erinnerte mich daran, was mir Jessica von dem Hund erzählt hatte, der mit seinen Krallen an der Außenseite herumgekratzt hatte.

Ich konnte das Haus normal betreten. Ein warmer Vorraum nahm mich auf. Alles war klein und niedrig. Auch das Holz hatte bereits seine Jahre aufzuweisen.

Links hing ein Geweih an der Wand. Einen ausgestopften Hasen sah ich ebenfalls, und mich glotzten zur Begrüßung die dunklen Glotzaugen eines ebenfalls ausgestopften Fuchses an.

Mein Eintritt war gehört worden. Schritten klangen auf. Eine Tür öffnete sich knarrend.

Vor mir stand eine Frau, die aussah wie fünfzig, aber noch nicht so alt war. Sie trug einen geblümten Kittel. Bevor ich noch etwas sagen konnte, begrüßte sie mich mit meinem Namen.

»Sie kennen mich?«

»Miß Long erwartet Sie doch.«

Eine zweite Tür wurde geöffnet. »Ich bin hier, John.«

Ich drehte mich um, dann lachte ich, und auch Jessica lachte, die mit vorgestreckten Armen auf mich zulief, so daß ich sie auffangen und an mich drücken mußte.

Sie schmiegte sich in meinen Griff, küßte mich mehrmals und war froh, mich zu sehen. »Endlich, John, endlich! Die Zeit ist mir so verflixt lang geworden.«

»Nun ja, ich habe getan, was ich konnte und hatte zudem noch Glück mit dem Verkehr.«

»Das glaube ich dir.«

»Und wie geht es dir, Jessica?« fragte ich.

Für einen Moment schloß sie die Augen. Ihr weiches, sehr frauliches Gesicht bekam einen noch weicheren Ausdruck. »Jetzt geht es mir gut, John, ehrlich.«

»Das freut mich.«

Jessica trug eine rehfarbene Cordhose und einen beigen Pullover. Das wilde Blondhaar hatte sie zusammengerafft und zu einem Pferdeschwanz gebunden, damit es sie nicht störte. Sie nahm meine Hand und führte mich weg.

»Wohin soll ich?«

»Komm, ich will mit dir reden.«

Wir betraten den Gastraum der Pension. Das heißt, es war keine Kneipe, mehr ein Wohnzimmer, in dem drei Tische standen. Es gab auch keine Theke, und als Stühle dienten kleine, alte, schon verschlissene Sessel. Wer etwas trinken wollte, konnte sich die Getränke aus dem großen Eisschrank holen, der an der Wand stand.

Die Wirtin war uns gefolgt. Sie spürte jedoch, daß sie störte und meinte, um sich einen guten Abgang zu verschaffen. »Sie wissen ja, Miß Long, wo alles steht.«

»Natürlich, Mrs. McGuire, danke. Aber einen Kaffee könnten Sie uns bitte bringen. Du auch, John?«

»Da sage ich nie nein.«

»Gern, ja. Ich setze ihn auf.« Die Frau verschwand, ließ uns allein zurück.

Wir saßen uns gegenüber. Jessica legte ihre Hände auf meine Knie. Sie hob den Kopf und schaute mir in die Augen. »Geht es dir gut, John?«

»Sicher.«

»Wir haben uns lange nicht gesehen.«

Ich lachte und nahm ihre Hände in die meinen. Jessica trug keinen Schmuck. Ihre Finger waren lang, schmal und gepflegt. Wer sie sah, konnte sich kaum vorstellen, daß sie als Künstlerin mit vielen Materialien umging. Unter anderem auch mit Metall. »London ist wohl ein Pflaster, wo wir es nie schaffen.«

»Da sagst du was, John. Dabei würde ein Anruf reichen.«

»Schon. Nur mußt du bedenken, daß ich oft genug unterwegs bin. Und auch in London habe ich nicht gerade Urlaub.«

Sie senkte den Kopf. Ein paar blonde Strähnen lösten sich und fielen in die Stirn. Sie wischte sie nicht weg. »Das weiß ich, John. Nun ja, jetzt sind wir ja zusammen.«

»Gefallen dir denn die Umstände?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Und wie hast du bisher den Tag verbracht?«

»Gut, John, wirklich gut. Es ist nichts weiter mehr passiert. Da kann ich nicht klagen.«

»Könntest du mir denn deine Erlebnisse noch einmal genauer schildern? Bisher läuft zuviel in meinem Kopf durcheinander. Ich kann mir noch kein richtiges Bild machen.«

»Sicher werde ich das.«

Jessica Long redete minutenlang und berichtete ausführlich. Sie unterstrich ihre Worte immer wieder durch Gesten. Oft genug zeichnete sich auf ihrem Gesicht das ab, was sie bei ihren Entdeckungen empfunden hatte, und ich konnte ihr so einiges nachfühlen.

»Jedenfalls war es schrecklich, John. Diese mit Kadavern gefüllte

Grube…«

»Auf die wollte ich zu sprechen kommen, auch wenn es nicht eben appetitlich für dich sein wird.«

»Ja - bitte, rede nur.«

»Du hast von Kadavern gesprochen. Wenn ich mir deine Worte durch den Kopf gehen lasse, so habe ich eher den Eindruck, als wären es nur Kadaverteile.«

»Wie meinst du das?«

»Reste, Jessica.«

Sie dachte nach, senkte ihren Blick, hob die Schultern, als würde sie frieren. Nach einer Weile nickte sie. »Ja, da kannst du recht haben. Es waren Reste.«

»Die jemand fortgeworfen hat.«

»So sieht es aus.«

»Jemand, der die Tiere roh verspeist…«

Jessie schluckte und nickte.

Das Thema war auch zu widerlich, doch es gab keinen anderen Weg. Da mußten wir durch. »Man kann also sagen, daß in dieser Umgebung irgend jemand lauert, der dem Kannibalismus frönt.«

»Das könnte hinkommen«, sagte sie leise. »Ich habe diesen schrecklichen Menschen vor der Tür hocken sehen. Der Hund ist zum Glück entkommen. Da fiel mir ein Stein vom Herzen.«

»Du sagst Menschen, Jessie. War es ein Mensch?«

»Was sonst?«

»Ich weiß es nicht.«

Sie hob die Schultern. »Es war dunkel, weißt du. Jedenfalls sah er aus wie ein Mensch. Auf seinem Kopf wuchsen keine Haare. Ich weiß nicht einmal, ob er Kleidung getragen hat. Jedenfalls war sein Körper ziemlich hell und auch glatt. Wenn er Kleidung trug, dann muß sie sehr eng um seine Gestalt gewickelt worden sein. Für mich jedenfalls sah er aus wie ein Alptraum.«

Ich ließ das Thema und sagte: »Kommen wir zu der Frau, die du an der Grube gesehen hast. Was ist mit ihr gewesen? Kannst du darüber Genaueres sagen?«

»Ja, ich kann sie beschreiben. Ich weiß, was allen in diesem Nest wissen.« Sie erzählte…

»Jedenfalls haben die Bewohner von Terrymore Angst. Irgendwie merkt man das, wenn man als Fremder nach Terrymore kommt«, kommentierte ich.

»Sie ducken sich alle. Und sie haben es hingenommen, daß es hier keine Tiere mehr gibt. Sie sind geholt worden. Alle Hunde und Katzen, bis auf einen Hund. Aber nicht nur sie. Auch Tiere aus dem Wald sah ich in der Grube. Das kannst du dir nicht vorstellen, John, das ist einfach schlimm gewesen.«

»Doch, ich glaube dir.«

Mrs. McGuire kam mit dem Kaffee. Sie hatten ihn noch auf die alte Art und Weise zubereitet, die Bohnen erst vor dem Aufbrühen gemahlen. Langsam war er dann durchgelaufen, und er schmeckte vorzüglich. Ich sparte deshalb auch nicht mit dem Lob.

Das machte die Frau etwas verlegen. Sie wollte sich auch wieder zurückziehen, ich aber hielt sie fest. »Bitte, Mrs. McGuire, bleiben Sie noch für einige Minuten.«

Das war ihr nicht recht. »Ich muß aber noch in die Küche…«

Ich winkte ab. »Kann sein, aber hier spielt die Zeit doch keine Rolle. Das ist nicht wie in der Großstadt. Ich habe noch einige Fragen an Sie, Madam.«

Da zog sich die Frau zusammen, als wollte sie sich verkriechen. Ihr Blick bekam einen ängstlichen Ausdruck, den auch sein Lächeln nicht wegwischen konnte.

»Sagen Sie, Mrs. McGuire, wie ich hörte, gibt es hier keine Tiere mehr.« Sie nickte.

»Warum nicht?«

»Weiß ich nicht.«

Ich trank einen Schluck Kaffee, deshalb redete Jessica Long. »Aber Mrs. McGuire. Ich habe in der letzten Nacht diesen Mann gesehen, der auch den letzten Hund holen wollte. Sie hatten zwar Angst, aber sie kamen mir trotzdem vor wie jemand, der genau Bescheid weiß, was hier in Terrymore und Umgebung abläuft.«

Die Pensionswirtin starrte zu Boden. Klar, daß sich hinter ihrer Stirn fieberhaft die Gedanken jagten.

Sie wußte selbst, daß sie aus dieser Klemme nicht so leicht hinauskam.

»Falls es Sie beruhigt, Mrs. McGuire, ich bin von der Polizei und gekommen, um den Fall aufzuklären.«

»Welchen Fall?«

»Das Verschwinden der Tiere zum Beispiel.«

Sie schüttelte den Kopf. »Da gibt es nichts aufzuklären. Erst recht nicht für einen Polizisten.«

»So? Was müßte ich dann sein?«

»Ich habe keine Ahnung, Sir. Ich weiß es einfach nicht. Aber für einen Polizisten ist das kein Gebiet. Mit diesem Problem müssen wir allein fertig werden.«

»Was Sie nicht schaffen.«

»Stimmt.« Die Frau senkte den Kopf. Ihre Mundwinkel zuckten. Sie stand kurz vor dem Weinen. Es war einfach besser, wenn sie über die Probleme redete, als sie nur von sich zu weisen.

»Wir können Ihnen und den anderen Menschen hier wirklich helfen, Mrs. McGuire.«

»Nein, nein«, flüsterte sie, »die anderen sind zu gefährlich.«
»Welche anderen? Zählen Sie auch die Frau dazu, die Jessica Long kennengelernt hat?«
»Wieso Frau?«
Jessica beschrieb sie. Sie redete sehr langsam, auch detailliert. An der Reaktion der Wirtin erkannten wir, daß sie genau wußte, um was es ging. Sie wurde immer nervöser, wußte nicht, wohin sie schauen sollte und starrte zu Boden.
»Wie ich sehe, kennen Sie die Person«, sagte Jessica.
»Ja…«
»Wie heißt sie?«
»Saskia Beaufort.«
Ich wunderte mich. »Ein ungewöhnlicher und auch seltsamer Name. Nichts gegen Ihren Ort und dessen Bewohner. Irgendwie habe ich den Eindruck, daß diese Person nicht zu Terrymore paßt.«
»Das ist richtig, Mr. Sinclair.«
»Und wie kommt sie trotzdem hierher.«
»Das ist eine lange Geschichte.«
»Versuchen Sie es trotzdem.«
»Sie kam vor zwei Jahren aus irgendeiner Stadt und bezeichnete sich selbst als Aussteigerin, die ihr weiteres Leben mitten in der Natur verbringen wollte. Sie war beseelt von diesem einen Gedanken. Es gab für sie nichts anderes. Sie wollte in der Natur bleiben. Sie wollte sich von dem ernähren, was die Natur gab.«
»Auch von Tieren?« fragte Jessica.
Mrs. McGuire hob die Schultern. »Das weiß ich alles nicht so genau. Es kann sein.«
»Gut. Und weiter?«
»Nun ja, sie lebt nicht weit von hier. Sie hat sich in den Wald zurückgezogen. Da gibt es eine Hütte, die sie sich gebaut hat. Manchmal erscheint sie in Terrymore und kauft irgend etwas ein. Aber sie ist immer sehr schnell weg.«
»Und wann verschwanden die Tiere?«
»Kurz nachdem sie kam. Einige Wochen gingen ins Land, dann ist es passiert. Es waren ja nicht nur unsere Haustiere, sondern auch die Schafe und Lämmer auf den Weiden. Sie wurden gerissen, sie waren einfach ohne eine Chance.«
»Noch etwas?«
»Nein.«
»Aber Sie müssen sich doch Gedanken gemacht haben. Man nimmt doch so etwas nicht hin.«
»Es ist unser Schicksal. Wir sind davon ausgegangen, daß sie etwas Böses geweckt hat.«
»Was?«

»Ich weiß es nicht.«
»Sie wissen, wer dieser Mann war?«
Mrs. McGuire überlegte sich die Antwort. Dann berichtete sie von zwei Männern, die des Nachts oft wie Wölfe in den Ort eingefallen waren, um die Tiere zu reißen. »Wir fanden immer nur das Blut, mal ein paar Hautfetzen, auch hin und wieder ein Stück Pfote, das war alles. Das Schlimme daran ist, daß es jetzt keine Tiere mehr gibt.«
»Sicher, das ist schlimm. Aber Sie haben bestimmt weiter gedacht, Mrs. McGuire.«
»Das habe ich.«
»Dann sagen Sie es uns.«
Sie schüttelte heftig den Kopf und fing an zu weinen. Ihr Körper zuckte, denn sie hatte einen regelrechten Weinkrampf bekommen.
Jessica Long hielt nichts mehr auf ihrem Platz. Sie ging hin und umfaßte die Schultern der Frau. Sie drückte Mrs. McGuire auf einen Stuhl, so daß sie auch sitzenblieb.
Es dauerte seine Zeit, bis sie sich soweit beruhigt hatte, daß sie wieder sprechen konnte. Auch dann nur unter Tränen. Wir erfuhren, daß jeder im Ort damit rechnete, daß nun die Menschen an der Reihe waren. Nach den Tieren gab es nur die Zweibeiner.
Diese Vermutung erschütterte Jessica und mich. Aber war sie wirklich so weit hergeholt?
»John, wenn das Kannibalen sind, kann sie durchaus recht haben. Ich… ich glaube daran.«
»Möglich«, flüsterte ich und dachte über dieses Thema nach. Ich suchte nach einer Lösung und hatte auch schon an einen Ghoul oder an mehrere dieser Leichenfresser gedacht, die hier ihr Unwesen trieben. Auch Jessica wußte, was Ghouls waren. Das hatte sie bei unserem ersten Zusammentreffen im Horror-Restaurant erleben müssen.
»Ghouls, Jessie?«
Sie hatte mich gehört, doch sie hob die Schultern und wollte es nicht bestätigen.
Ich leerte meine Tasse und wandte mich wieder an die Pensionswirtin. »Mrs. McGuire, ich danke Ihnen, daß Sie uns in diesem Fall schon so sehr geholfen haben. Aber wir müssen noch einiges in Erfahrung bringen, wie Sie sich vorstellen können.«
»Ich weiß aber nichts«, sagte sie schnell.
»Abwarten. Es geht um diese Frau. Ich finde, daß sie eine wichtige Spur ist.«
»Man hat hier kaum mit ihr gesprochen.«
»Das glaube ich Ihnen gern, Mrs. McGuire. Aber Sie werden doch wissen, wo diese Person lebt. Sie… sie muß einen Unterschlupf haben, ein Haus oder…«

»Ja, das hat sie auch. Ein alter Bau in der Senke, wo der kleine Bach fast zu einem See wird. Dort lebt sie allein - angeblich. Das glauben wir nicht mehr. Wir haben eher das Gefühl, als wäre sie mit den beiden zusammen.«

»Ist das Haus weit von hier?«

»Nein, hier ist alles zusammen. Mit dem Auto kommen Sie schlecht hin, weil es keine direkten Wege gibt und das Gelände an manchen Stellen sehr schlammig ist. Es wäre wirklich besser, wenn sie zu Fuß gehen. Vorausgesetzt, Sie wollen hin.«

»Darauf können Sie sich verlassen«, sagte Jessica.

»Werden Sie uns aufzeichnen, welchen Weg wir nehmen sollen?« erkundigte ich mich.

»Das mache ich gern.«

Während sie zeichnete, flüsterte Jessica mit mir. »Sollen wir uns nicht zuerst die Grube anschauen? Es wäre doch möglich, daß wir auch dort auf die Frau treffen.«

»Kann sein. Wie komme ich dorthin?«

»Einen Teil des Weges können wir mit dem Wagen fahren. Den Rest gehen wir eben zu Fuß.«

Ich war einverstanden.

Mrs. McGuire streckte mir ihre Hand entgegen. Zwischen den Fingern klemmte die Zeichnung. »Es tut mir leid, Sir, aber ich kann nicht sehr gut malen.«

Ich schaute hin. Einige Punkte hatte sie markiert. Sie gab auch noch eine mündliche Erklärung, und ich steckte mir das Blatt ein. »Keine Sorge, das werden wir schon finden.«

»Und was ist dann?« flüsterte sie ängstlich.

Ich stand auf. »Dann werden wir weitersehen, Mrs. McGuire. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre Hilfe…«

Sie nickte. »Wenn das nur gutgeht«, flüsterte sie…

***

Im Keller war es feucht und kalt. Eine Leiter führte nach oben. Sie endete vor einer offenen Luke, zu der die beiden Gestalten hin und wieder hochschauten, weil sie darauf warteten, daß Saskia erschien.

Sie waren hungrig…

Sie hockten im Keller, ödeten sich an. Hin und wieder fletschten sie die Zähne, ein Zeichen, daß sie gewillt waren, die Nahrung zu besorgen.

Ein alten Hund gab es noch, der aber war ihnen in der Nacht entrissen worden.

Das wurmte sie, das machte sie ärgerlich und haßerfüllt. Sie saßen in einem widerlichen Gestank.

Der faulige Geruch schien aus den Wänden zu dringen und ebenfalls

aus ihren Körpern.
Der Aibon-Fluch hatte sie voll und ganz erwischt. Sie lebten jetzt in der Welt der Menschen, und sie mußten sich von dem ernähren, was diese Welt abgab.
Im Anfang hatten sie sich wohl gefühlt. Da hatten sie genügend Nahrung bekommen. Doch sehr bald änderte sich dies. Sie waren zu gierig gewesen, und einige Schäfer hatten ihre Herden auch so schnell wie möglich fortgetrieben.
Katzen und Hunde gab es nicht mehr, aber ihr Hunger war geblieben. Das wußte auch die Frau.
Es war seltsam, aber sie wurde von Kool und Rugan als Herrin anerkannt. Sie war schlauer als die beiden, sie fand immer Mittel und Wege, an Beute heranzukommen, und sie war ebenfalls eine Person, die mit den Menschen nichts mehr zu tun haben wollte.
Sie hatten sich zufällig getroffen. Das erste Mißtrauen und die erste Feindschaft wurde schnell begraben. Man hatte sich zusammengetan und bildete nun ein mörderisches Trio.
Saskia war auch auf die Idee mit der Grube gekommen, damit die Reste dort verschwinden konnten.
Sie hatte den Menschen im Dorf die Furcht eingejagt und von einem schlimmen Fluch aus der anderen Welt gesprochen, was nicht einmal gelogen war.
Rugan warf trockenes Holz in ein kleines Feuer. Die Flammen schlugen sofort höher und verteilten sich in breiter Front unter dem Boden der Schale, die über dem Feuer auf einem Dreibein stand. In ihr befanden sich die letzten Nahrungsreste, zu einer Suppe gekocht, aber die schmeckte ihnen beiden nicht. Sie brauchten das frische Fleisch und den Geschmack von Blut.
Beide hockten einander gegenüber. Und beide waren fast nackt bis auf die Lendenschürze. Um die Oberarme hatten sie noch Ringe gedreht, und Kool hatte seinen Körper mit weißer Kreide bemalt.
Vom Kopf bis zu den Füßen zog sich ein Netzmuster und bedeckte auch einen Teil der Pusteln und Geschwüre.
Saskia hatte ihnen versprochen, so schnell wie möglich zurück zu sein. Dann wollten sie auch über gewisse Dinge reden, die ihren Hunger betrafen.
Die Tiere gab es nicht mehr.
Aber andere liefen herum.
Zweibeiner…
Sie würden alles nehmen.
Kool stand auf. Er dehnte seine Glieder, daß es knackte. Seinem Artgenossen hatte er schon genügend Vorwürfe gemacht, weil er es nicht geschafft hatte, den Hund zu holen. Er war groß genug gewesen, um für sie beide zu reichen.

Doch da war jemand dazwischengefahren. Eine Frau, eine fremde Person, von der auch Saskia schon berichtet hatte. Eine, die in der Gegend umherwanderte, und ihre Freundin Saskia hatte sie als harmlos eingestuft. Man hätte sie ihnen überlassen sollen…

Kool lehnte sich gegen die Leiter. Mit seinen langen, kräftigen Fingern umklammerte er eine der breiten Sprossen und brachte sein Gesicht so nahe heran, daß er den Eindruck machte, dieses Holz fressen zu wollen. So schlimm war es noch nicht. Aber er hatte etwas gehört und hob den Kopf an.

Da kam jemand.

Kool fletschte die Zähne. War es ein Fremder oder…?

Nein, es war kein Fremder. Ihre Freundin Saskia kehrte zurück. Sie hatte das Haus bereits betreten und schlug den Weg zur Luke hin ein. Kool verließ seinen Platz an der Leiter.

Auch Rugan hatte etwas gehört. Wie sein Artgenosse schaute auch er die Sprossen hoch.

Von oben herab kam Saskia Beaufort. Sie sahen ihre Füße, die Hose, dann den Oberkörper. Sie kletterte nicht ganz nach unten, sondern drehte sich und blieb auf der Leiter stehen, den Rücken gegen die Sprossen gelehnt, die Arme vor der Brust verschränkt.

In dieser Haltung schaute sie auf die beiden Hockenden herab wie eine Königin auf ihre Untertanen.

Sie sagte nichts, wartete nur ab, aber in den dunklen Augen lag ein gefährlicher Ausdruck. Als sie dann redete, machte sie sich selbst Vorwürfe.

»Ich hätte diese blonde Schlange töten sollen«, flüsterte sie. »Ich habe es nicht getan, und das war ein Fehler.«

»Warum denn?«

»Das will ich euch sagen. Sie ist keine normale Wanderin, sie ist eine Schnüfflerin. Ja, sie schnüffelt herum, und sie hat sich Verstärkung geholt. Ich war im Dorf, versteht ihr? Man hat mich nicht gesehen, aber ich habe sie gesehen und den Mann.«

»Wer ist er?« fragte Rugan.

»Ich kenne ihn nicht. Er kam mit dem Auto, aber sie wird ihm alles erzählt haben.«

»Sie kennt nur die Grube.«

»Das reicht schon. Wenn beide schlau genug sind, können sie sich etwas zusammenreimen.«

»Und was sollen wir tun?« fragte Kool.

Da lächelte Saskia. »Probleme sind dazu da, um aus der Welt geschafft zu werden. Noch wissen beide zu wenig. Wir aber sind im Vorteil. Wir können zuschlagen, wir können sie beobachten, wir können sie unter Kontrolle halten, und sie werden zu denjenigen gehören, die wir uns als erste holen.«

Beide aus Aibon Verdammte wußten, was sie meinte, und beide reagierten mit gleichen Bewegungen. Sie öffneten die Mäuler, ließen die Zungen kreisen und schmierten gelblichen Speichel auf ihr Lippen. Dabei gaben sie schmatzende Geräusche ab.

Saskia beobachtete es mit Befriedigung. Sie wischte eine Haarsträhne aus der Stirn und gab sich locker. »Es ist gut, daß ihr so handelt und denkt. Trotzdem können wir hier unten nicht bleiben. Die beiden werden fragen, auch Antworten bekommen und suchen. Sie werden meine Hütte hier finden, aber sie werden uns nicht finden.«

Kool stand auf. Seine pupillenlosen, runden Augen glotzten starr.

»Aber wo sollen wir denn hin?«

»Nach Terrymore.«

»Ahhh…« Er schrie auf und drehte sich herum. Für ihn war ein Traum in Erfüllung gegangen. Schon immer hatte er sich dort genauer umschauen wollen.

Rugan grinste. Er hockte noch am Boden und dachte daran, daß ihm der Hund entwischt war.

»Es sind keine Tiere mehr da«, flüsterte er.

Saskia hob die Schultern. »Stört uns das? Die Grube ist noch nicht voll.«

Beide lachten und bewegten ihre verdammten Mäuler. Saskia Beaufort sah dies nicht. Sie hatte sich gedreht und kletterte die Leiter wieder hoch. Der Keller war ihr zu ungemütlich.

Sie erreichten den großen Raum des alten Schäferhauses. Die Hütte bestand praktisch nur aus ihm.

Es gab noch einen kleinen Anbau, der als primitive Toilette diente.

Saskia verließ das Haus, blieb davor stehen und schaute gegen den Himmel.

Dieser Tag hatte nicht richtig hell werden wollen, was ihr sehr entgegen kam. Sie mochte lieber die grauen Tage, wo der Himmel aussah wie Blei.

Zudem war er fast vorüber. Es dauerte nicht mehr lange bis zum Eintritt der Dämmerung.

Sie drehte sich um, als ihre beiden Gehilfen das Haus verließen. Mißtrauisch schauten sie sich um.

Ihre Hände befanden sich in einer ständigen Bewegung. Mal waren sie gestreckt, mal schlossen sie sich zu Fäusten, als wären sie dabei jemanden zu erwürgen.

»Gleich wird es dunkel«, sagte Rugan.

»Ich weiß, und das soll auch so sein.«

»Außerdem läuft noch ein Hund im Dorf umher.«

Saskia nickte. »Den werden wir uns zuerst holen…«

Es waren ihre letzten Worte, denn sie ging mit zielstrebigen Schritten los.

Kool und Rugan folgten ihr wie zwei gehorsame Hunde. Es gab Tage, da ging es ihnen in dieser Welt besser als damals in Aibon. Heute war so ein Tag.

Die Nacht aber sollte für sie zu einem Fest werden…

***

Ich hatte das unbestimmte Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben, als wir den Wagen verlassen hatten, um das letzte Stück bergan zu Fuß zu gehen.

Mit Jessica hatte ich nicht darüber gesprochen, doch ich wollte sie nicht negativ beeinflussen, aber ich würde mich nicht lange an dieser Grube aufhalten, das stand jetzt schon fest.

Wir schritten schweigend nenbeneinander her. Da mir Jessica davon berichtet hatte, daß sie beobachtet worden war, schaute ich mich immer wieder um. Noch konnte ich alles sehen, denn es war hell genug.

Aber die Landschaft schwieg.

Unberührt schien sie zu sein. Es war weder ein zwei- noch ein vierbeiniges Wesen zu sehen. Stille umgab uns, und nur unsere eigenen Schritte waren zu hören.

Jessica Long führte mich nicht nur auf ein Waldstück zu, sondern auch dort hinein. Kaum hatte ich es betreten, da veränderte sich der Geruch der Luft.

Ich roch es…

Auch Jessica hatte es wahrgenommen. Sie blieb stehen, drehte sich um, bewegte dabei ihre Nase.

»Habe ich recht, John?«

»Es scheint so.«

»Komm weiter. Wenn es dunkel wird, landen wir nachher noch in dieser verdammten Grube.«

Wir hatten sie sehr bald erreicht. Der große Laubteppich sah aus wie ein hochgestellter Schatten, und Jessica hielt mich am Arm zurück, als ich einen Schritt nach vorn machen wollte.

»Sei jetzt ganz vorsichtig, John!«

»Klar, ich mag keine Fallgruben.« Hier gab es mehr Schatten als Licht. Ich hatte die Lampe herausgenommen und leuchtete den Teppich aus Laub an.

Am Rand einer Öffnung blieb er hängen. Saskia Beaufort hatte es nicht wieder für nötig gehalten, das Laub über dem Einstieg zu verteilen. Nach wie vor strömte aus der Öffnung dieser eklige, atemraubende Verwesungsgeruch.

Ich änderte meinen Standort, schlug einen großen Kreis und war dabei sehr vorsichtig, denn an manchen Stellen lag nur Laub, so daß ich kaum Halt bekam.

Jessica hatte einen langen Ast gefunden. Mit ihm durchstocherte sie den Laubteppich und erweiterte die Öffnung. Das war für mich ideal. So konnte ich in die Tiefe der Grube leuchten.

Und was ich sah, klemmte mir den Hals ein. Eine widerliche Masse aus Fleisch, Haut und Knochenstücken, die verfaulte, verweste, verschimmelte und an einigen Stellen so aussah, als würde sie sich bewegen. Es lag an den zahlreichen Käfern, Fliegen und Ameisen, für die diese Masse ideal war.

Für mich allerdings weniger, denn ich drehte mich zur Seite. Jessica zog den Ast wieder zurück.

»Nun, John«, sagte sie mit belegter Stimme, »habe ich zuviel versprochen?«

»Das hast du leider nicht.«

»Wieso leider?«

»Anders wäre es mir lieber.«

Sie kam auf mich zu und lachte bitter. »Es ist aber so.« Dann schüttelte sie sich. »Wenn ich daran denke, daß ich in dieser Grube gelegen habe, wird mir ganz anders.«

Ich legte einen Arm um sie. »Keine Sorge, daß wird nicht mehr passieren. Jetzt wissen wir zumindest, wo wir sie finden können.«

»Falls sie zurückkehren.«

»Daran glaube ich nicht, Jessie. Ich nehme eher an, daß sie auf Beutetour sind.«

»Aber es gibt nur noch einen Hund.«

»Im Ort selbst. Und in der Umgebung?«

»John, ich habe nichts gesehen. Kein Reh, keinen Hasen, keinen Fuchs, nichts. Das alles hat es gegeben, aber es liegt als Rest in dieser verdammten Grube. Wie ist das möglich, daß sich Menschen von rohem Fleisch ernähren?«

»Menschen?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Und du denkst nicht an Ghouls?«

Da ging sie einen Schritt zur Seite und preßte für einen Moment die Handfläche vor ihren Mund.

»Meine Güte, daran habe ich noch gar nicht gedacht. Wie war das damals in dem Restaurant auf dem Hausboot…«

»Eben.«

»Das ist ja furchtbar, das ist ja einfach grauenhaft. Dann wären ja auch die Menschen in Gefahr.«

»Ich glaube, daß man es so sehen muß. Es sei denn, wir können sie vorher stellen.«

»Und wo?«

»Bei dieser Frau. Sie lebt einsam. Ihre Hütte bietet für die beiden ein ideales Versteck.«

»Da hast du recht.«

»Dann laß uns so schnell wie möglich hingehen. Ich habe immer mehr den Eindruck, daß uns die Zeit davonläuft.«

Um abzukürzen, liefen wir quer durch das Gelände und erreichten unseren Wagen in Rekordzeit.

An dem Rover hatte sich niemand zu schaffen gemacht. Keine Scheibe war zerschlagen und auch kein Reifen zerstochen worden. Hier mußte man mit allem rechnen.

Ich hatte Jessica den Plan gegeben. Sie las ihn im letzten Licht des schwindenden Tages und im Schein meiner kleinen Leuchte, die sie mit der Linken hielt.

Ihre Anweisungen kamen knapp und präzise. Ich konnte das Ziel nicht verfehlen und sah es schon sehr bald vor mir.

Das Haus war alt, es sah brüchig aus, stand schief und wirkte verlassen.

In der Nähe rutschte der Fluß durch sein Steinbett. Ich stieg aus und ging allein auf das Haus zu.

Jessica folgte mir zwar, blieb aber weiter zurück.

Ich betrat den Bau.

Um es vorwegzunehmen. Es war leer. Ich fand auch den Eingang zum Keller, leuchtete hinein und der widerliche Geruch wehte mir auch hier entgegen.

Da unten also hatten sie gehaust. Am Rand der Luke stehend, ließ ich den Lampenstrahl hin- und hergleiten, sah eine Feuerstelle, die noch heiß war, entdeckte auch zwei primitive Fellager, dazu Töpfe, Pfannen und Tiegel.

Jessica war mir gefolgt. Sie sah aus, als wollte sie sich jeden Augenblick die Nase zuhalten. Dabei glitt ihr Blick unstet in die Runde. »Sie sind ausgeflogen, wie?«

»Ja, so ist es.«

»Und was machst du jetzt?«

»Das kann ich dir nicht sagen, Jessie. Oder besser, ich kann es dir sagen. Wir werden diesen ungastlichen Ort so schnell wie möglich verlassen und zurück nach Terrymore fahren.«

»Das meine ich auch. Bist du denn sicher, daß du sie dort finden wirst?«

Ich hob die Schultern. »Was heißt sicher? Gehen wir mal davon aus, daß sie hungrig sind.«

»Hör auf, John.«

»Ich will aber verhindern, daß sie den Hunger stillen können. Dazu müssen wir einfach nach Terrymore, wobei ich hoffe, daß wir nicht zu spät kommen.«

Jessica nickte nur. Ich schob sie vor, sie drängte sich an mich. Dicht nebeneinander hergehend verließen wir das Haus.

Der Himmel hatte eine dunkle Farbe bekommen. Nur über den fernen Bergen lag noch ein heller Flecken. Sie sahen aus wie verschobene Bettücher. Ich ging auf den Rover zu, der trotz des morastigen Bodens die Strecke geschafft hatte.

Noch einen Schritt war ich vor ihm, als ich ein bekanntes Geräusch hörte.

Eine Melodie.

Flötenspiel…

Das schaffte nur einer - der Rote Ryan.

Und einen Moment später erschien er aus dem Schatten der Dämmerung wie eine Gestalt aus dem Märchen…

***

Sie waren da, aber sie waren nicht zu sehen. Sie hatten den Dorfeingang erreicht und hielten sich im Schatten der ersten Häuser auf, die nicht mehr bewohnt waren.

Die Frau stand, ihre beiden Helfer hatten sich rechts und links neben sie geduckt wie zwei Tiere, die jeden Augenblick in die Höhe springen wollten.

Ein stiller Ort lag vor ihnen.

Kein Wagen fuhr über die Straße, die wenigen Laternen gaben ein so mieses Licht, auf das man auch hätte verzichten können, und auf der Straße selbst bewegte sich nichts.

Auch den einzigen noch verbliebenen Hund sahen sie nicht. Den aber wollten sie haben.

Die Frau hörte neben sich ein Knurren. Es drang aus den Kehlen ihrer beiden Begleiter. Sie kannte diese Geräusche, denn sie besagten, daß Rugan und Kool hungrig waren. Lange würden sie es nicht mehr aushalten. In ihren Augen funkelte die Gier. Beide hielten die Mäuler weit offen, die harten Zähne leuchteten.

Kool drückte sich hoch. Mit der Schulter schabte er über die Hauswand. »Ich habe es. Ich… ich rieche es. Ich weiß es genau. Das Tier hat sich versteckt.«

»Wo?« hechtete Rugan.

»Nicht weit. Können wir gehen?« Die Frage galt Saskia Beaufort.

Die dunkelhaarige Frau überlegte nicht lange. Es war besser, wenn die beiden Verfluchten erst einmal zufriedengestellt wurden. Der Hund war praktisch eine Vorspeise. »Ja, holt ihn euch, aber seid vorsichtig. Ich werde hier warten.«

Das hatten die beiden gehofft. Die Zeit zwischen der Dämmerung und der Dunkelheit war für sie ideal. Da konnten sie ungesehen durch den Ort huschen, denn es gab genügend Schatten.

Terrymore war menschenleer. Wie jeden Abend um diese Zeit hatten sich die Bewohner in die Häuser zurückgezogen und die Türen

verschlossen. Es war auch kein einziges Fenster geöffnet. Sie mußten sich fühlen wie in einem selbstgewählten Gefängnis.

Weder Kool noch Rugan wußten genau, wo sich ihre Beute aufhielt. Ihnen war nur die ungefähre Richtung bekannt. Sie wandten sich nach links, weg von der Straße, und zwar dorthin, wo die leeren Bauten standen, die als Scheunen oder Ställe genutzt wurden.

Da gab es auch für einen streunenden Hund gute Verstecke.

Die beiden gingen geduckt. Sie waren auf der Jagd. Mit geschmeidigen Schritten und Bewegungen, möglichst lautlos, bewegten sie sich voran auf das Ziel zu.

Sie sahen die Bauten, und sie sahen auch die Schatten, die vor ihnen den Boden bedeckten.

Nichts stand in einer Reihe. Alles war quer durcheinandergewürfelt worden.

Vor den Gebäuden hatten die Bewohner alte Traktoren und Wagen mit langen Deichseln abgestellt.

Zwar waren viele Türen zu, aber nicht abgeschlossen.

Es gab auch so etwas wie einen Platz, und auf ihm blieben die beiden Verdammten stehen.

Sie schauten sich um.

Der eine nach rechts, der andere nach links. Kool war es schließlich, der das Versteck des Hundes herausfand.

Er lachte leicht schrill und gleichzeitig kichernd. Dann lief er vor und sprang auf einen der herumstehenden Leiterwagen. Der war mit seinem Ende bis dicht an die Holzfassade der Scheune herangefahren worden. Zwar hatte man das große Tor geschlossen, aber links über ihm gähnte eine dunkle Öffnung. Dort war eine Klappe in der Wand oder ein kleiner Einstieg, in die das Heu hineingeschaufelt wurde.

Mit einem Sprung konnte die Klappe erreicht werden. Kool stieß sich ab und war oben.

Er klammerte sich mit beiden Händen am unteren Rand fest, schabte noch mit den Knien über die Fassade, zog sich hoch und schwang sich geschickt in das Dunkel hinein.

Rugan nahm denselben Weg.

Dicht neben Kool prallte er zu Boden, der sich bereits aufgerichtet hatte.

»Er ist hier!« wisperte Kool.

»Ja, ich rieche ihn auch.«

»Aber er hat sich versteckt.« Kool kicherte. »Das macht die Jagd nur noch spannender.«

Der Meinung war auch Rugan, er hielt seinen Kommentar allerdings zurück, trennte sich nun von Kool, weil sie die Scheune von zwei verschiedenen Seiten durchsuchen wollten.

Es roch nach Heu. Staub hing in der Luft und klebte sehr bald als

Schicht in den Gesichtern der beiden widerlichen Fresser. Auch der Boden war mit zahlreichen Strohhalmen bedeckt, die knisterten, als die beiden darüber hinweggingen.

Das machte ihnen nichts aus. Sollte das Opfer ruhig hören, wer sich da näherte.

Rugan lachte leise. In ihm steckte eine irre Vorfreude. Anders Kool. Er versuchte, einen Hund zu imitieren, indem er einige Male leise bellte, damit er ihn so locken konnte.

Das Tier rührte sich nicht.

Sie fanden sich auch im Dunkeln zurecht. Den Verstand hatten sie ausgeschaltet, jetzt zählte nur mehr der Instinkt. Als sie eine Leiter erreicht hatten, blieben sie stehen. Sie wußten nicht, daß sie der Weg zu einer höherliegenden Tenne war, aber sie merkten sehr wohl, daß sich ihr Opfer dort oben verkrochen hatte.

Kool deutete in die Höhe.

Rugan nickte. Er kletterte zuerst die Leiter hoch, während Kool noch wartete.

»Ich komme, Hundchen«, flüsterte Rugan. »Dann werde ich dich zerreißen. Diesmal hilft dir keiner…«

Ein Knurren antwortete ihm.

Er hielt sich also dort oben versteckt. Das hatte er ihnen deutlich genug bewiesen.

»Ahhh, das ist gut!« stöhnte Rugan und ließ die letzte Sprosse hinter sich.

Sein Körper erschien über dem Rand. Hier oben war die Tenne mit Stroh gefüllt, und innerhalb dieser Ballen hatte der Hund auch sein Versteck gefunden. Er klemmte dazwischen. Er wußte auch, in welch einer Gefahr er schwebte, und er handelte rein instinktiv, um sich aus dieser Lage zu befreien.

Er sprang vor.

Rugan sah den Schatten.

Kraftvoll wirbelte er auf ihn zu, wollte ihn nach unten stoßen, aber Rugan hielt dagegen.

Beide Fäuste krachten zugleich gegen die Schnauze des springenden Hundes.

Der jaulte auf, krachte auf den Rücken, wo er sich überrollte, auch zur Seite driftete und sehr nahe an den Rand der Tenne geriet.

Er drehte sich einmal zuoft und fiel in die Tiefe.

Dort aber lauerte Kool.

Der grunzte vor Freude, als der Hundekörper nicht weit von ihm entfernt auf den Boden klatschte.

Bevor das Tier jedoch aufspringen konnte, war Kool über ihm.

Beide Hände stemmte er gegen den Körper. Er drückte ihn mit seiner irren Kraft gegen den Untergrund und gab dem Tier keine Chance,

obwohl es mit den Pfoten um sich schlug, auch den Kopf hektisch bewegte und zubeißen wollte.

Er schaffte es nicht.

Kool schlug zu.

Es war ein brutaler Hieb, der die Bewegung des Tieres erstickte. Einen Moment später landete Rugan neben seinem Artgenossen. Er lachte, in seinem Maul blitzten die Zähne.

»Jetzt?«

»Ja, für uns beide.«

Sie gaben dem Hund keine Chance. Er winselte noch einmal, dann war von ihm nichts mehr zu hören.

Dafür von den beiden Verdammten.

Saskia Beaufort aber wartete gelassen ab. Sie wußte genau, daß ihre Helfer die Beute finden würden. Dafür hatte sie einen Instinkt. Bisher hatten sie jede Beute bekommen, und sie dachte daran, daß Tiere flinker waren als Menschen.

Es war schon eine Fügung des Schicksals gewesen, die sie mit den beiden Aibon-Verdammten zusammengebracht hatte. So hatte sie von einer Welt erfahren, die sie nicht kannte und jetzt von den Erzählungen her liebte.

Sie wollte hin, hineintauchen in dieses geheimnisvolle Reich zwischen den Welten. In das Paradies der Druiden, von dem einige Legenden berichteten, die aber von den Menschen nie für bare Münze genommen worden waren.

Vielleicht schaffte sie es, dieses Land einmal zu sehen, auch wenn die beiden ausgestoßen worden waren.

Einmal schreckte sie zusammen, als die Glocke des Kirchturms anschlug.

Es war nur ein dünner Klang, als hätte jemand eine Totenglocke gebimmelt, und er wiederholte sich auch nicht.

Auf Menschen brauchte sie nicht zu hoffen. Sie hockten in ihren Häusern, hatten zwar das Licht eingeschaltet, aber die Fenster mit den Rolläden verdeckt, damit niemand in die Wohnungen hineinschauen konnte und sie sah.

Sie wußten, daß die Angst in Gestalt der beiden Verfluchten unterwegs war.

Ein junger Bursche hatte sich vor kurzem aus einem Seiteneingang gestohlen und war zu einem anderen Haus so schnell gelaufen, als wäre jemand mit der glühenden Peitsche hinter ihm her.

Auch er ließ sich nicht mehr sehen.

Inzwischen war es völlig finster geworden. Wie ein großer Sack lag die Nacht über Terrymore. Da zählten auch die wenigen Laternen nicht, die ihr Licht verstreuten und dabei einige der geparkten Fahrzeuge mit einem Schleier überzogen.

Sie hörte Schritte.
Sofort drehte Saskia sich herum.
Es waren zwei Gestalten, die durch die Dunkelheit glitten und sich dicht beisammen hielten.
Keine Feinde, sondern Rugan und Kool, die von ihrem Raubzug zurückkehrten.
Saskia brauchte nicht erst zu fragen, ob sie Erfolg gehabt hatten, denn sie kauten noch immer. Als sie nahe genug heran waren, sah sie die blutverschmierten Lippen.
»War es gut?«
Kool nickte.
»Seid ihr denn satt?«
Diesmal gaben beide die Antwort, indem sie ihre Köpfe heftig schüttelten.
»Aber Tiere gibt es nicht mehr«, sagte Beaufort.
»Und Menschen?« fluchte Kool.
Sie nickte, lachte leise und sagte: »Gut, dann wollen wir mal den Schrecken nach Terrymore bringen…«

***

Der Rote Ryan also!
Immer wenn er erschien, dann ging es um ein bestimmtes Land, um ein Gebiet zwischen den Welten, daß Aibon hieß, für viele Druiden ein Paradies war, für manche Menschen aber als Fegefeuer angesehen wurde. Mir schoß einiges durch den Kopf, und natürlich stellte ich mir dabei die Frage, was Aibon und der Rote Ryan mit diesem schrecklichen und widerlichen Fall zu tun hatten. Es war mir noch ein Rätsel. Ich ging allerdings davon aus, daß mich der Rote Ryan aufklären würde.
Auch Jessica Long hatte ihn gesehen und sich erschreckt, denn er sah in seinem Aufzug wirklich wild aus. Er trug Sachen, die aussahen, als wären sie aus großen Blättern zusammengeschustert worden, und er erinnerte mich immer an den Papageno aus Mozarts Zauberflöte.
»Wer ist das, John?«
Ich faßte Jessica an. »Keine Sorge. Ich kenne ihn gut. Es ist der Rote Ryan.«
»Ein Flötenspieler?«
»Auch.«
»Und wo kommt er her? Ich meine, so plötzlich…«
»Von weit her, meine Liebe. Ich kann dir das jetzt nicht erklären, aber es ist nicht unsere Welt.«
»Na ja…«. Jessica Long verstummte.
Der Rote Ryan hatte die Flöte sinken lassen. Er stand vor mir und verbeugte sich leicht. Ob dies spöttisch gemeint war, wußte ich nicht.

Ich wollte es einmal dahingestellt sein lassen.

»Du also«, sagte ich.

»Warum nicht?«

Ich hob die Schultern. »Du kannst mich für einen Narren halten, aber im Moment sehe ich keine Verbindung zwischen dem, was ich weiß und dir, Ryan.«

»Dabei ist es gar nicht schwer.«

»Dann klär mich auf, bitte.«

»Du suchst Kool und Rugan, nicht wahr?«

Die Namen oder Begriffe hörte ich zum erstenmal. »Wen soll ich bitte suchen?«

»Die beiden Verdammten.«

»Ich begreife das nicht.« Dabei schaute ich Jessica an, aber auch sie machte einen völlig überraschten Eindruck.

»Es sind zwei Kannibalen, die ich verstoßen habe. Ich wollte sie hier in meinem Land nicht mehr haben. Sie sollten weg, sie haben genug Grauen hinterlassen.«

»Wie toll, Ryan, wie toll. Und dann schickst du sie so einfach auf die Erde. In unsere Zeit.«

»Wohin sonst?«

»Du hättest sie vernichten können.«

»Ich bin kein Mörder. Außerdem haben sie weder Menschen, Elfen noch reitende Engel getötet. Sie haben einzig und allein Tiere gerissen, harmlose, das gebe ich zu.«

»Das taten sie hier auch. Zuerst die Schafe, die Lämmer, dann die Hunde und Katzen. Jetzt gibt es keine mehr, Ryan. Weißt du eigentlich was das bedeutet?«

»Nein.«

Ich wußte nicht, ob er mich angeschwindelt hatte und kam auf Umwegen auf das Thema. »Wie gut kennst du sie denn?«

Er hob die Schultern. »Ich hatte sie beobachtet, um sie zu vertreiben. Du weißt selbst, daß ich so etwas wie ein Aibon-Polizist bin. Und ich habe sie auch hier nicht aus den Augen verloren, das mußt du mir schon zugestehen.«

»Gestehe ich ja alles, mein Freund. Nur ist diese Welt nicht Aibon. Mag man auch zu ihr stehen, wie man will. Wesen wie dieser Kool und Rugan gehören einfach nicht hierher. Außerdem, warum bist du so plötzlich erschienen?«

»Ich spürte dich.«

Ich mußte lachen, tat dies aber leise. »Wieso denn? Kannst du mir das erklären?«

»Es war ihre Aura, die noch immer da ist. Und in diese Aura hinein glitt eine Fremde, mir allerdings Bekannte.«

»Also ich?«

»So ist es.« Der Rote Ryan hob die Schultern. »Da bin ich dann aufmerksam geworden und wußte auch, daß etwas nicht stimmte. Vielleicht habe ich einen Fehler gemacht.«

»Das hast du tatsächlich!« rief ich.

»Wie können wir ihn berichtigen?«

»Indem du uns zu den Verdammten führst.«

Ryan stöhnte und drehte sich auf der Stelle. »Sag nur, daß du nicht weißt, wo sie stecken.«

»So ist es.«

Er schaute Jessica an, dann mich. Noch immer konnte er es nicht glauben. Dann schüttelte er den Kopf, räusperte sich und wies dorthin, wo Terrymore lag. »Da ist der Ort, da haben sie gehaust, dort werdet ihr sie finden.«

»Es gibt keine Tiere mehr«, flüsterte Jessie.

»Aber Menschen!« Der Rote Ryan war knallhart. Er konnte es ihr nicht verschweigen.

Sie schluckte. Ich hörte, wie sie Luft holte, dann faßte sie nach meiner Hand.

»Ich weiß, Jessie, ich weiß.«

»Die können doch nicht…«

»Sie werden es versuchen«, sagte der Rote Ryan. »Ich wollte dich nur warnen, John.«

»Klar, das hast du. Wirklich toll. Und was machst du?«

»Ich werde wieder in meine Welt zurückgehen.«

»Ach nein. Wann denn? Jetzt - sofort?«

»Natürlich.«

»Und du läßt uns allein in diesem…«

»John, was willst du? Natürlich lasse ich euch allein. Du hast deine Welt, ich die meine.« Er drehte sich um und ging. Er setzte das Mundstück der Flöte an die Lippen.

Wir hörten seine Melodie…

Jessica Long wollte ihm nach, aber er war schon verschwunden, als hätte ihn die Erde verschluckt.

Die Melodie verklang in leisen Tönen.

Wir aber stürmten zum Rover.

***

Saskia Beaufort konnte es kaum glauben, aber es stimmte. Um sich dennoch davon zu überzeugen, mußte sie den einen Satz mehrmals wiederholen. »Das Dorf gehört uns. Das Dorf gehört uns. Das Dorf gehört uns…«

Sie jubelte innerlich, und sie war dort stehengeblieben, wo Terrymore begann.

Sie hatten einen guten Blick, zudem zeigten ihnen die wenigen

Laternen den Weg, und sie spürten auch, daß sich hier kein Widerstand regen würde.

Saskia Beaufort war auf die Frau fixiert. »Ich will die Blonde«, flüsterte sie. »Ich will sie haben, verdammt! Ich muß sie haben. Sie hat mich reingelegt, aber mich legt man nicht herein, das kann ich euch versprechen!«

In der Tat haßte Saskia diese ihr unbekannte Person. Sie kannte nicht einmal deren Namen, doch sie fühlte sich von ihr hintergangen. Zudem ärgerte sie sich über sich selbst, daß sie sich hatte so reinlegen lassen.

»Aber wo findest du sie?« fragte Kool.

»Sie kann nicht geflogen sein. Wer in dieses Kaff kommt, der fährt mit einem Auto. Wir werden es suchen und finden, darauf könnt ihr euch verlassen.«

»Ich weiß, wo sie wohnt«, sagte Rugan.

»Ja, stimmt.« Saskia lachte schrill auf, dann rieb sie ihre Hände. »Führe uns hin.«

Rugan hatte zunächst noch etwas anderes vor. Er bückte sich und hob einen schweren Holzstab vom Boden auf, den jemand achtlos weggeworfen hatte. Er wog ihn in der Hand und schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte die Frau leise.

»Das ist kein Holz.«

»Gib her.« Sie nahm ihn an sich, der Arm sank nach unten. »Du hast recht, das ist Eisen.« Ein kaltes Grinsen huschte über ihre Lippen. »Gutes, altes Eisen. Damit kann man schon etwas zustande bringen, das schwöre ich euch.«

»Sollen wir alles einschlagen?« fragte Kool.

»Noch nicht.«

Rugan war einige Schritte vorgegangen. Geduckt blieb er stehen und drehte sich. Er fing die Eisenstange, die ihm die Frau zuwarf, wieder auf. »Wenn sie nicht öffnet, schlage ich die Tür ein.«

Saskia nickte.

Sie gingen weiter.

Die Frau in der Mitte, flankiert von den beiden Verdammten aus dem Lande Aibon. Ein gefährliches, ein verfluchtes, ein menschenverachtendes Trio, das sich nicht einmal bemühte, leise zu gehen. Durch den Klang ihrer Schritte aber drang noch ein anderes Geräusch. Es war eine Mischung aus Schmatzen und Schlürfen und zeigte etwas von der Vorfreude, die beide Verdammte empfanden.

Sie schauten nicht einmal zu den Seiten hin. Dort standen die Häuser wie Filmkulissen. Hin und wieder sickerte Licht durch die Spalte der Blendläden. Die meisten Bewohner schienen Bescheid zu wissen, daß sich der Tod durch den Ort bewegte. Sie hatten sich nicht nur in ihren Häusern verkrochen, sondern auch das Licht gelöscht, um in völliger

Dunkelheit zu hocken.
Rechts von ihnen stand ein alter Fiat. Rugan ging dicht an ihn heran.
Er konnte sich nicht mehr zurückhalten, wollte die Kraft der Stange ausprobieren und hämmerte gegen die Seitenscheibe.
Die zerplatzte schon beim ersten Schlag. Er hieb noch einmal dagegen und schleuderte die Krümel auf den Sitz.
»Komm weiter!«
»Ja, ja…« Rasch lief er Saskia und seinem Artgenossen nach, holte sie auch bald ein.
Das Dorf war nicht groß. Sie hätten es schon längst durcheilen können, aber sie ließen sich Zeit.
Zudem hatten die Verdammten schon »gespeist«, sehr groß war ihr Hunger nicht.
Sie sahen auch die Kirche. Links von ihnen öffnete sich die Zufahrt, die vor dem Gebäude mit dem hohen Turm endete. Sie spürten den Haß, ja, sie haßten dieses Gebäude. Sie wollten es nicht, und Rugan drohte dem Gemäuer mit seiner Eisenstange.
Saskia packte und zog ihn weiter. Sie konnte mit ihm machen, was sie wollte. Beide hatten es ihr zu verdanken, daß sie aus ihrer Lethargie herausgeholt worden waren. Saskia hatte dafür gesorgt und sehr schnell erkannt, welche Chancen sich da boten.
Kool strich über sein bemaltes Gesicht, dann über den haarlosen Kopf und streckte den Arm aus.
»Da… da muß es sein…«
Instinktiv hatte er richtig getippt. Das Haus der Gladys McGuire lag auf der rechten Seite. Davor stand der Wagen ihres einzigen Gastes. Jetzt waren sie fast am Ziel.
In diesem Augenblick stoppte Saskia Beaufort ihren Schritt. Auch die beiden Verdammten hielten an. Ihre Augen bewegten sich unruhig. Die Gier war nicht mehr aufzuhalten.
»Du, Rugan, gehst an die Tür.«
»Ja.«
»Und was mache ich?« fragte Kool.
»Ganz einfach. Du wirst versuchen, von der Rückseite her in das Haus zu gelangen.«
Kool nickte.
»Ich werde vorn bleiben und in Deckung gehen. Ich lasse euch freie Bahn.«
Da leuchteten die Augen der Verdammten noch stärker. Wieder leckten sie ihre Lippen, und es sah widerlich aus, wie die Spitzen der Zungen über die Haut glitten.
Sie gingen weiter, blieben aber nach wenigen Schritten stehen, denn das Haus war erreicht. Noch standen sie nicht vor der Tür. Kool huschte auf den Gehsteig.

In Terrymore hatte man noch Platz genug gehabt, um so bauen zu können, wie man bauen wollte.

Kein Haus stand neben dem anderen. Es gab genügend Platz zwischen ihnen.

Wege, die zu den Rückseiten führten, wo die Gärten lagen. Sie bildeten aber auch Abkürzungen, damit man besser die anderen Häuser erreichen konnte.

Das alles wußten die Verdammten. Schließlich hatten sie in Terrymore oft genug gejagt.

Jetzt waren die Menschen an der Reihe.

Kool verschwand. Es tat ihm weh, sich nur auf das eine Ziel konzentrieren zu können. Dabei »roch« er die anderen Menschen. Sie lauerten hinter den Mauern, die er liebend gern eingeschlagen hätte.

Aber zuerst war die Blonde an der Reihe, das waren sie Saskia einfach schuldig. Dann würden sie den Schrecken ausbreiten.

Als die Dunkelheit die Gestalt des Verdammten aufgesaugt hatte, nickte Saskia dem Verbliebenen zu. »Du weißt, was du zu tun hast. Wenn sie nicht öffnet, schlägst du die Tür ein. Zuvor wirst du klopfen oder klingeln. Verstanden?«

Er nickte und bewegte unruhig seine Eisenstange auf und nieder. Ein glücklicher Zufall, daß er sie gefunden hatte. Sie würde ihm die Wege schon freimachen.

Sie blieben in den folgenden Sekunden noch zusammen, bis sie in Höhe der Haustür standen. Dann ging die Frau nach links und duckte sich hinter den abgestellten Wagen. Es war ein deutsches Fabrikat, ein Audi 80, zudem ein Zweitürer.

Sie schaute über die dunkel lackierte Kühlerhaube hinweg gegen den Rücken der Gestalt.

Lautlos bewegte sich Rugan auf das Haus zu.

Ihr Blick wanderte höher. Er glitt über die Fassade hinweg zu den nach vorn liegenden Fenstern.

Es waren drei.

Und hinter einem, es lag direkt über der Haustür und mußte zum Flur gehören, bewegte sich etwas.

Sie wußte nicht, ob es eine Gestalt oder eine zweite Gestalt war, dazu reichte das Licht nicht aus.

Jedenfalls war das Haus bewohnt.

Und sie hörte auch das Klingeln.

Würde die Blonde kommen?

Verbissen wartete Saskia ab. Sekunden vergingen, in denen nichts geschah.

Rugan handelte so, wie sie es ihm eingeschärft hatte. Er hob die Eisenstange und schlug zu…

***

Wie alle anderen Bewohner von Terrymore hatte auch Gladys McGuire eine schreckliche Angst vor dem Bösen.

Schon als Kind hatte sie an das Böse geglaubt. Sie ging davon aus, daß es das Böse ebenso gab wie das Gute. Ihre Welt hatte sie in zwei Hälften geteilt, und damit war sie gut gefahren.

Nur hatte das Böse für sie nie Gestalt angenommen, es war einfach abstrakt geblieben. Das Gute schon, das konnte sie begreifen. Da sah sie die Kirche, den Pfarrer und letztendlich war es ihr Glaube.

Aber das Böse?

Das war der Teufel, das war mal jemand, der andere umgebracht hatte. Das war auch der Krieg, und das waren auch die fürchterlichen Gestalten aus den alten Sagen und Märchen, die Gladys in ihrer Kindheit gehört und nicht vergessen hatte.

Sie hatte auch nach dem Tod ihres Mannes nicht mehr geheiratet. Edwyn war verunglückt, unter Tage ums Leben gekommen, und danach hatte sie das Haus in eine kleine Pension umgewandelt.

Es kamen nur wenige Gäste, sie war oft allein, zählte mit ihren einundvierzig Jahren bereits zu den Alten im Ort, den die Jungen längst verlassen hatten, um sich ihre Jobs zu suchen.

Allein zu sein war nicht immer gut. Da hing man zu sehr den eigenen Gedanken nach, machte sich Vorwürfe, kam ins Grübeln, und so wurden die Geschichten aus ihrer Jugendzeit wieder lebendig.

Die Sagen, die Märchen, die Gestalten mit den schrecklichen Fratzen und Körpern.

Sie hatte wieder angefangen, sich damit zu beschäftigen, und es war eigentlich nur Theorie gewesen.

Das aber hatte sich geändert.

Plötzlich waren die Tiere verschwunden. Jeder im Dorf hatte darüber geredet, keiner wußte eine Lösung, bis einige Zeugen die Unheimlichen, die in der Nacht nach Terrymore schlichen und selbst die Katzen fingen, was gar nicht einfach war.

Da wußten alle, daß Terrymore vom Bösen besucht worden war. Jetzt lag es nicht mehr in einem so diffusen Nebel, plötzlich hatte es Gestalt angenommen, es war greifbar geworden, ebenso faßbar wie die Angst, die jeder Bewohner empfand.

Dann war die Fremde gekommen und hatte Fragen gestellt. Auch sie wußte von dem Bösen, aber sie stemmte sich dagegen an, sie wollte es stoppen. Sie hatte Verstärkung bekommen, einen Mann aus London, aber ob es den beiden gelang, gegen diese gewaltigen Kräfte anzukämpfen, das war mehr als fraglich.

Am Tage konnte man es ja noch aushalten, da war die Welt hell, doch am Abend, wenn es dunkel wurde, dann kehrten die schlimmen Angstgedanken und die schrecklichen Befürchtungen wieder zurück. Da drückte die Angst wie ein Alp, und so war es auch Gladys McGuire

ergangen. Sie schaffte es einfach nicht, an einem Ort zu bleiben. Sie mußte durch das Haus gehen, in dem sich außer ihr niemand mehr befand, auch nicht Kitty, ihre Katze.

Die hatten die Unheimlichen ebenfalls geholt.

Viel war über sie gesprochen worden, aber keiner der Dorfbewohner wußte eine Lösung.

Man hob die Schultern und zog die Köpfe ein, das war alles, was man tun konnte…

Die vergangenen Nächte waren ruhiger gewesen. Anscheinend hielten sich die Kräfte zurück. Es war aber ein Trugschluß, zu glauben, daß dies auch so bleiben würde.

Sie würden wiederkommen, und sie würden diesmal brutaler sein. Da hatten die beiden aus London ebenfalls keine Chance mehr. Gegen das Böse kamen die Menschen nicht an.

Die meisten Bewohner hatten sich in dunkle Wohnungen zurückgezogen. Es brannte kaum Licht in den Räumen. Blendläden hingen vor den Fenstern, nichts sollte nach draußen scheinen, niemand wollte wissen, ob sich jemand in den Häusern aufhielt oder nicht.

Es war ein großer Druck, der über jedem einzelnen lag. Alle ahnten, daß etwas passierte, aber keiner wußte genau, wann das Ereignis eintreten würde.

Draußen war es nicht nur dunkel, sondern auch kalt und trübe geworden. Obwohl alle Heizkörper Wärme ausstrahlten, fror Mrs. McGuire. Aus dem Schlafzimmer holte sie die grüne Strickjacke vom Bett und streifte sie über.

Sie stand so, daß sie zum Fenster schauen konnte. Mrs. McGuire gehörte zu den wenigen Menschen, die ihre Fenster nicht verriegelt hatten. Nur die Vorhänge hatte sie zugezogen.

Das Fenster zog sie an wie ein Magnet. Sie dämpfte selbst im Schlafraum ihre Schritte und blieb vor dem Fenster stehen. Hindurchschauen konnte sie nicht, aber sie überwand sich selbst und zerrte die leichten Vorhänge zurück.

Die Haken liefen leise klirrend über die Schiene. Das kleine Fenster lag frei vor ihr.

Dieser Abend gehörte zu den Nebelnächten. Draußen war es sehr feucht geworden. Zwar würden sich die dicken Schwaden erst später bilden, aber einige Vorboten, dünne Tücher, hingen bereits in der Luft und gaben den Laternen einen milchigen Schein.

Gladys faßte sich ein Herz und öffnete das Fenster. Sie stemmte sich der feuchtkalten Nachtluft entgegen und ließ ihren Blick schweifen. Nicht allein die Straße überblickte sie, sie konnte auch über das Dach des Hauses gegenüber schauen. Dahinter, aber trotzdem weit entfernt, malte sich der Kirchturm ab.

Sie verzog die Lippen. Es war komisch. Früher hätte sie bei seinem Anblick einen gewissen Trost empfunden. Das passierte ihr heute nicht mehr. Da war die Furcht einfach zu stark. Sie hatte sich damit abgefunden, daß das Böse die Überhand gewann.

Aber wo war es?

Tiere waren ja nicht mehr vorhanden, dafür aber Menschen…

Sie schüttelte sich, als ihr dieser Gedanke kam. Jetzt lag es nicht nur an der Kälte. Ihre Kehle saß plötzlich zu. Die Angst war wie ein stumpfes Messer, das immer tiefer schnitt und ihr das Blut wie Schlamm in den Hals drückte.

Weshalb spürte sie den Geschmack von Blut auf der Zunge? Was war auf einmal los?

Sie hatte sich selbst auf die Lippe gebissen und die Tropfen abgeleckt, ohne es zu merken.

Mein Gott, es war furchtbar. Sie lehnte sich vor und dachte daran, daß die Bewohner von Terrymore es nicht geschafft hatten, sich zu organisieren. Jeder wollte für sich bleiben, obwohl sie alle die gleiche Furcht verspürten.

Der Dunst trieb lautlos dahin. Er kam der einsamen Frau vor wie ein sehr dünnes Leichentuch. Sie schaute den Fahnen nach und traute sich erst nach einer gewissen Weile, den Kopf zu drehen.

Ihr Blick glitt die Straße hoch.

Vorbei an den düsteren Hausfassaden. Licht war kaum zu sehen. Nur die wenigen Laternen leuchteten, aber aus den Fenstern drang nur ab und zu ein schmaler Spalt.

Der Wagen ihres einzigen Gastes parkte vor dem Haus. Auf seinem Dach lag ebenfalls eine feuchte Schicht.

In der Luft hing der Geruch von Kohle. Rauch quoll aus den Kaminöffnungen und verteilte sich in der Luft. Der gesamte Ort schien sich zu ducken, als würde er schon jetzt unter dem Griff des Bösen leiden, das irgendwo lauerte.

Es war auch nichts zu hören. Seit es keine Katzen mehr gab, war auch kein Schreien oder Miauen zu hören. Die Stille blieb tatsächlich als dumpfe Last.

Gladys hatte sich die linke Seite vorgenommen. Wenn das Unheil gekommen war, dann von dieser Seite. Das hatten sie bereits festgestellt. Dort war es ruhig - oder?

Gladys McGuire blinzelte. Ihre Augen waren müde, sie brannten, es konnte auch eine Täuschung gewesen sein, was ihr dort aufgefallen war. Oder hatten ihr die überreizten Nerven einen Streich gespielt?

Nein, nur das nicht.

Es war keine Täuschung, dort bewegte sich etwas, und zwar ziemlich breit. Das mußten mehrere Personen sein.

Sie merkte, daß sie ein würgendes Gefühl überkam. Plötzlich trat ihr

der Schweiß aus allen Poren.
Sie hatte sich nicht getäuscht. Terrymore bekam Besuch vom Bösen.
Noch einmal schaute sie hin. Diesmal lehnte sie sich nicht so weit vor, sie wollte auf keinen Fall auffallen.
Ja, sie kamen.
Waren sie zu dritt?
Noch einmal zählte sie.
Drei Schatten, die sich auch keine Mühe gaben, leise zu sein!
Die Frau zog sich zurück. Das Fenster schloß sie so leise wie möglich. Sie machte auch kein Licht, ließ die Vorhänge allerdings offen. Sie wollte sehen, was dort vor sich ging.
Gladys wartete.
Überlaut klopfte ihr eigenes Herz. Deshalb fiel es ihr schwer, sich auf die Geräusche draußen zu konzentrieren, die ziemlich schwach an ihre Ohren drangen.
Sie fand heraus, daß die Personen weitergingen. Es würde nicht mehr lange dauern, dann hatten sie die kleine Pension erreicht. Dann würden sie das Haus passieren und…
Nein, nein, nein!
Auf einmal glaubte sie nicht daran, daß dies eintreten würde. Sie wußte plötzlich, daß die drei Existenzen ein gemeinsames Ziel hatten. Nämlich sie.
»O Gott, gib mir Kraft, dies durchzustehen! Bitte, bitte…«, flehte sie. Dabei faltete sie ihre Hände und streckte sie der Decke entgegen. Sie schluckte, die dünne Haut am Hals bewegte sich hektisch, und der Schweiß verwandelte sich in eine kühle Schicht.
Es kostete sie Überwindung, wieder nahe an das Fenster heranzutreten. Schließlich baute sie sich davor auf und schielte schräg in die Tiefe. So konnte sie wenigstens etwas sehen, und ihre Handflächen wurden schlagartig feucht, als sie die Frau erkannte.
Also doch.
Bisher hatte sie keinen Beweis gehabt. Jetzt aber wußte sie Bescheid. Nur konnte sich Gladys keinen Grund für eine derartige Aktivität vorstellen. Und überhaupt, was hatte eine Frau denn mit dem Bösen zu tun? War das nicht Männersache?
Gladys McGuire dachte eben noch in diesen anderen Kategorien, aber das alles vergaß sie, als sie das Geräusch der Klingel hörte. Es zerriß brutal die Stille des Hauses. Ihr kam es vor wie ein tödliches Zeichen. Als wäre der Sensenmann erschienen, um ihr klarzumachen, daß er sie jetzt holen würde.
Was sollte sie tun?
Sie stand im Schlafraum, sie fürchtete sich, sie war starr und damit beschäftigt, die eigene Furcht unter Kontrolle zu halten, was ihr natürlich nicht gelang.

Öffnen?

Nein, auf keinen Fall. Sie würde so tun, als wäre sie nicht zu Hause. Dann überlegten es sich die anderen vielleicht und ließen sie in Ruhe. Ja, das konnte klappen.

Sie trat vom Fenster weg und ging auf die Tür zu, ohne es eigentlich richtig zu wollen. Sie kannte den Grund nicht, blieb auf der Schwelle noch einmal stehen, bevor sie den Flur betrat.

Es klingelte wieder.

Länger diesmal und fordernder.

Scharf atmete Gladys aus. Ihre Finger fingen an zu zittern. Der Schweiß rann ihr jetzt in einer langen Spur am Gesicht herab und sickerte in den Hemdkragen.

Die Furcht war wie ein Stachel, der sich immer tiefer in ihr Herz bohrte. Hinzu kam das Wissen über ihren Irrtum. Nein, die würden nicht mehr verschwinden. Die waren gekommen, um zu bleiben, um sie zu holen. Einfach so.

Und dann…

Sie konnte nicht mehr denken. Auf der Treppe stand sie und schaute nach unten in den kleinen Flur, aus dem jetzt dumpfe, hämmernde Geräusche an ihre Ohren klangen.

Für sie ein Zeichen, daß die anderen damit begonnen hatten, die Tür einzuschlagen…

Die Gier trieb ihn voran. Er dachte an das Opfer, er dachte an das Fleisch, an das Blut, und er kicherte leise, als er die Rückseite des Hauses erreicht hatte.

Dort lag ein Nutzgarten, in dem einige Beete angelegt worden waren und auch Bäume wuchsen.

Aber ein kleines Stück vom Haus entfernt, denn dazwischen befand sich noch ein schmaler Weg. Er war mit kleinen, dunklen Steinen bestreut worden, die unter den Füßen des Verdammten knirschten.

Man hatte Kool den Auftrag gegeben, nach einem Einstieg zu suchen. Den würde er auch finden.

Die Fenster waren geschlossen. Auf ihn wirkten die Scheiben wie schmutziges, erstarrtes Wasser.

Ein paarmal drückte er gegen das Glas.

Keine Chance, sie zu öffnen.

Wenn nicht so, dann mit Gewalt. Kool würde sich durch nichts von seinem Ziel abbringen lassen. Er dachte daran, die Scheibe einzuschlagen und suchte schon nach einem entsprechenden Gegenstand.

Ein Stein war schnell gefunden.

Er paßte in seine Faust. Das Klingeln hatte Kool vernommen. Zweimal war vorn geschellt worden.

Rührte sich etwas?

Der Verdammte wußte es nicht. Erst als er die dumpfen Echos der Schläge hörte, wurde ihm einiges klar. Rugan versuchte es jetzt mit Gewalt.

Das war auch für ihn so etwas wie ein Startschuß.

Er hob den rechten Arm und schleuderte den Stein gegen das Fenster. Die Scheibe zerbrach mit einem hellen Klirren.

Kool lachte.

Jetzt war der Weg frei!

***

Saskia Beaufort nickte Rugan zu, bevor sie sagte: »Nimm die Stange, sie will es nicht anders!«

»Sofort!« Darauf hatte er sich gefreut. Mit beiden Händen hielt er sie umfaßt, damit er genug Kraft in die Schläge hineinlegen konnte. Und er drosch sie gegen die dicke Holztür.

Es war nicht einfach.

Die Tür ließ sich nicht so leicht aufbrechen. Man hätte schon eine Axt nehmen müssen, um sie zu durchschlagen. Aus seinem Maul drangen Flüche, und er versuchte es immer wieder.

Das Holz splitterte nicht einmal. Es bekam nur Kerben, die aussahen wie weiße Wunden.

Er wollte weitermachen, doch nach dem vierten Schlag fiel ihm Saskia in den Arm. »Nicht so.«

»Wie denn?«

»Du mußt die Stange als Hebel benutzen. Setze sie dort an, wo das Schloß ist, finde eine Lücke, die es bestimmt gibt. Dann kannst du drücken.«

Er nickte.

Es klappte tatsächlich. Rugan konnte das obere Ende der Eisenstange in einen Spalt stecken. Aus seinem Mund drang ein zufrieden klingendes Grunzen. So hatte er sich die Sache vorgestellt. Jetzt konnte ihn keiner mehr aufhalten.

Er drückte die Stange in die Lücke. Und einen Moment später hörte er das Knirschen.

Er lachte.

»Weitermachen!« feuerte Saskia ihn an.

Rugan gab sich Mühe. Er stemmte seine Füße gegen den Boden, um alle Kraft einzusetzen, denn auch hier setzte ihm die Tür einen gewissen Widerstand entgegen.

»Mach schon!«

»Ja…«

Er war wie von Sinnen, und plötzlich brach die Tür auf. Er hörte noch das Reißen und Splittern.

Rugan fiel gleich mit, denn er schaffte es nicht mehr, das

Gleichgewicht zu halten.
Schwankend, die Stange noch in der Hand, taumelte er über die Schwelle. Der Flur war schmal, er kam bis zur Wand durch und prallte mit der rechten Schulter dagegen.
Von der Bewohnerin sah er nichts.
Dafür hörte er ein heftiges Hecheln. Dazwischen knirschte Glas. Einen Moment später erschien Kool.
Er ging geduckt, er lachte und hechelte weiter. Er hatte den bösen, gierigen Blick bekommen und fragte zischelnd: »Wo steckt sie?«
»Ich habe sie nicht gesehen.«
»Aber sie ist hier - oder?«
»Sicher ist sie hier. Spürt ihr es nicht? Riecht ihr es nicht?« Saskia Beaufort hatte das Haus betreten.
Einen Schritt hinter der Schwelle war sie stehengeblieben. Dort wirkte sie wie eine Figur, die jemand abgestellt hatte.
»Wo denn?«
»Das Haus ist nicht groß, Rugan. Es ist verdammt einfach, sie zu finden. Bleib du hier unten, Kool. Und du, Rugan, geh hoch. Schau in der ersten Etage nach. Wenn mich nicht alles täuscht, habe ich da hinter dem Fenster eine Bewegung gesehen, und zwar auf dieser Seite.«
Rugan nickte und schaute auf seine Eisenstange. »Es ist gut, Saskia, ich gehe schon…«
Die Frau war zufrieden.
Sie selbst zog sich zurück, denn einer mußte draußen bleiben und dort aufpassen.
Der Audi war eine gute Deckung. Wenn sie hinter ihm hockte, würde sie so leicht nicht zu finden sein…

***

Gladys McGuire hatte alles gehört. Sie stand am Beginn der Treppe im Dunkeln. Ihre Fußspitzen schlossen mit dem Rand der ersten Stufe ab. Vor ihr lag die Treppe, aber für sie war sie nichts anderes als ein Abgrund, in den sie jeden Augenblick hineinstürzen konnte. Das wollte sie auch nicht, denn sie suchte nach dem berühmten Loch, in dem sie sich hätte verkriechen können.
Noch befand sich einer der Widerlinge unten. Aber er hatte bereits den Befehl bekommen, die Stufen hochzusteigen und sich ihrer anzunehmen. Was dann passierte, wollte sie sich in ihren schlimmsten Vorstellungen nicht ausmalen.
Hatte sie noch Zeit?
Ja, einige Sekunden vielleicht, mehr auch nicht. Es kam ihr zugute, daß sich der andere keine Mühe gab, die Treppe hinaufzugehen. Zudem lag kein Teppich auf dem Holz, der einen Schritt gedämpft

hätte. Die wuchtigen, dumpfen Echos wanderten allmählich weiter. Gladys nutzte ihren Klang, um sich ebenfalls zurückzuziehen.

Nur - wohin?

In das Schlafzimmer wollte sie nicht gehen. In einem der Gästezimmer konnte sie schon ein Versteck finden, aber auch dort würde man sie finden.

Egal, sie tat es, Bevor der Widerling das Ende der Treppe erreicht hatte, war es ihr bereits gelungen, die Tür zu öffnen. Es war das Zimmer, in dem ihr einziger Gast wohnte.

Sie huschte hinein, drückte die Tür wieder zu, die sie nicht abschließen konnte, weil innen kein Schlüssel steckte.

Mein Gott, das war auch keine Sicherheit.

Er kam.

Er ging den Gang entlang.

Schritt für Schritt überwand er die Entfernung. Mit der Stange schlug er hin und wieder gegen die Wand. Sie hörte die dumpfen Laute, denn sie stand dicht hinter der Tür.

Er betrat das Nebenzimmer.

Obwohl die Wände ziemlich dick waren, bekam sie alles genau mit. Dieser Irre befand sich jetzt in ihrem Schlafzimmer. Er hatte die Tür wütend aufgerammt, schrie vor Enttäuschung, daß der Raum leer war und schlug mit der Eisenstange wütend um sich.

Er fing an, etwas zu zerstören. Wenn seine erste Wut verraucht war, würde er das Zimmer verlassen und den Raum daneben durchsuchen, wo Gladys wartete.

Konnte sie noch fliehen?

Als letzte Möglichkeit sah sie das Fenster an. Es öffnen und herausspringen, was natürlich das Risiko eines verstauchten oder gebrochenen Fußes in sich barg.

Nein, das war nicht so gut…

Er verließ den Raum wieder.

Da sah sie die Vase.

Sie stammte noch aus dem letzten Jahrhundert, war ein Erbstück und bestand aus sehr dickem Glas.

Da sie in Reichweite neben Gladys stand, brauchte sie nur anzugreifen.

Mit beiden Händen hielt sie das Gefäß fest und hob es an. Sehr hoch sogar und auch sehr günstig für einen Wurf. Zudem stand sie im toten Winkel der Tür. Bis der andere sie entdeckt hatte, würde eine gewisse Zeit vergehen.

Sie hatte so etwas noch nie getan. Es war durchaus möglich, daß der Mann starb.

Selbst darüber machte sie sich keine Gedanken.

Er rammte die Tür auf.

Sie wäre gegen Gladys geschlagen. Im letzten Augenblick konnte sie die Tür noch mit dem hochkant gestellten Fuß stoppen.
Der andere merkte das nicht.
Zwei Schritte weit ging er in das Zimmer hinein, bewegte den Kopf nach rechts und links, um es zu durchforsten.
Nach hinten schaute er nicht.
Und dort stand Gladys McGuire mit hocherhobenen, zitternden Armen und hielt die schwere Kristallvase fest.
Noch einmal Luft holen, dann der Schlag.
Sie wuchtete das Gefäß nach vorn und hatte den Eindruck, alles im Zeitlupentempo zu erleben. Die Vase donnerte gegen den Hinterkopf des Eindringlings.
Dort platzte etwas auf. Aus der Wunde sickerte eine dunkle Flüssigkeit, die sich wie ein träger Wurm über die blanke Kopfhaut bewegte. Der Mann selbst taumelte nach vorn. Er bekam noch mehr Schwung, und beinahe sah es so aus, als wollte er mit seinem blanken Schädel die Fensterscheibe einrammen.
Kurz davor fing er sich, brach in die Knie, während Gladys McGuire unbeweglich auf der Stelle stand und daran dachte, daß die Vase nicht einmal zerbrochen war.
Und was war mit ihm? Konnte ein Mensch einen derartigen Schlag überhaupt verkraften? Der mußte tot sein, dessen Schädel hätte zerschmettert sein müssen.
Nicht bei Rugan.
Er kniete noch immer. Er stützte sich mit seinen Händen ab. Sogar die Eisenstange hielt er noch fest. Den Kopf hatte er vorgebeugt. Aus seinem Mund drangen grunzende Geräusche, vermischt mit einem Klatschen, als die aus seinem Mund strömende Flüssigkeit auf den Boden tropfte.
Er ist nicht tot! schoß es der Frau durch den Kopf. Er ist nicht einmal bewußtlos, nur verletzt. Er ist kein Mensch, er kann einfach keiner sein, dieser… dieser…
Warum renne ich nicht weg? Warum verlasse ich das Zimmer nicht und versuche zu fliehen?
Es ging nicht. Die Frau stand unter Schock. Die Zeit kam ihr einfach zu lang vor, obwohl nur Sekunden vergangen waren. Ich muß doch weglaufen, ich…
Da bewegte sich der Verdammte!
Noch immer kniend drehte er sich um. Und aus seinem Maul drang ein tiefes Röhren. Es hörte sich schrecklich an, als hätte in seinem Innern ein Monster gegrunzt.
Auf dem blanken Schädel verteilte sich die Flüssigkeit und rann in zwei verschiedenen Richtungen auseinander.
Und dann stand er auf.

Mit einem Ruck schaffte er es, auf die Beine zu kommen. Dabei drehte er sich zu Gladys hin um.

Genau in diesem Augenblick wich der Schock. Sie sah wieder alles glasklar, sie wußte, daß sie sich in unmittelbarer Lebensgefahr befand, und jetzt zählte nur die Flucht.

Raus aus dem Zimmer.

Sie schnellte herum, sah die offene Tür vor sich, dahinter den Gang und bekam nicht mit, wie der Verdammte seine rechte Hand hob. In ihr hielt er die Stange.

Er schleuderte sie.

Die Frau sprang aus dem Zimmer und wurde genau in dem Moment von der Eisenstange in den Rücken getroffen, als sie sich der Treppe zuwenden wollte.

Sie schrie, als der Schmerz ihren Körper durchtoste. Vor ihren Augen peitschten Flammen und Blitze zugleich. Mit dem Gesicht prallte sie gegen die Gangwand und schleuderte ihre Arme hoch, als suche sie dort nach einem Halt.

Den gab es nicht.

Gladys brach zusammen. In ihrem Rücken tobten die Schmerzen wie ein heißes Feuer. Sie blieben auch nicht darauf beschränkt, sondern erfaßten den gesamten Körper. Selbst in den Kopf hinein schossen sie und verteilten sich unter der Schädeldecke.

Im Gang blieb sie regungslos liegen.

Sie hörte nicht, wie Rugan kam. Jetzt konnte ihm die Beute keiner mehr entreißen…

***

Der Rückweg wurde zu einer Höllenfahrt!

Es lag nicht allein an der Geschwindigkeit, zumeist an der Beschaffenheit des Geländes, das mich wegen herumliegender Felsbrocken zwang, immer wieder in Schlangenlinien zu fahren, um nicht mit diesen mächtigen Klötzen zu kollidieren.

Ich hatte das Fernlicht eingeschaltet. Es zerschnitt die Finsternis wie ein weißblauer Schweiß, der im Rhythmus des schaukelnden Wagens auf- und abhuschte.

Gespenstisch kam mir die Landschaft vor, durch die blasse Dunstschwaden trieben.

Ich hielt das Lenkrad sehr fest. Meine Hände waren schweißfeucht.

Ich lief immer in Gefahr, daß es mir aus den Fingern rutschte.

Neben mir hockte Jessica Long mit geballten Händen, als wollte sie uns permanent die Daumen drücken. Ihr Blick war starr, die Lippen bewegten sich, ohne daß sie etwas sagte.

Verdammt, wie lang dauerte diese Höllenfahrt denn noch, bis wir einen Weg erreichten?

»Wir packen es!« flüsterte Jessie. »John, wir packen es. Das weiß ich genau…«

»Okay…«

Zum Glück lag ein freies Stück vor mir. Ich gab noch mehr Gas. Die Hinterreifen wühlten sich durch den weichen, leicht schlammigen Boden. Sie schleuderten Gras und Dreck in wahren Klumpen in die Höhe, sie hinterließen tiefe Spuren, aber sie hakten sich glücklicherweise niemals fest.

Wir kamen durch.

Und wir sahen die Straße.

Ein graues Band in der Finsternis. Zwar nicht asphaltiert, aber mit kleinen Schottersteinen bedeckt.

»Nach links, John!«

Ich wuchtete das Lenkrad bereits herum. Die Vorderreifen faßten zu, mit dem Heck rutschte ich auf die Straße. Es war allerdings zu feucht, als daß Staubwolken hätten in die Höhe geweht werden können. Der Schotter hielt, die Reifen griffen auch, ich drückte das Tempo und ließ auch das Fernlicht eingeschaltet.

»Das war die halbe Miete«, sagte Jessica.

»Die halbe? Nein, das war mehr.«

»Auch gut.«

Für mich war es wichtig, den Rover auf der Strecke zu halten. Der graue Schotter hatte sie glatt gemacht. Sehr oft schleuderten wir von einer Seite zur anderen, aber nie so stark, als daß wir die Straße verlassen hätten und im Graben gelandet wären.

»Das sind nur noch Minuten«, flüsterte Jessica, »nur noch Minuten. Dann haben wir es gepackt!«

Ich schwieg. Es war nur zu hoffen, daß wir auch einen Erfolg erreichen konnten.

Weiter ging die Fahrt.

Der Nebel nahm zum Glück nicht zu. Nur Dunstfahnen trieben durch das helle Licht der Scheinwerfer. Dazwischen erkannte ich bereits etwas wie eine aufgebaute Kulisse.

»Das ist ja Terrymore!« rief Jessica, die es gleichzeitig mit mir gesehen hatte.

»Stimmt.«

»Willst du nicht langsamer fahren?«

»Nein, sie sollen sehen, daß jemand kommt. Ich werde es ihnen beweisen müssen.«

Was ich beweisen wollte, wußte ich selbst nicht. Die Distanz schmolz sehr schnell zusammen. Die lange Scheinwerferflut jagte bereits über die einzige Hauptstraße des Ortes und ließ die dort leuchteten Laternen ziemlich dunkel aussehen.

Wir müssen es packen, wir müssen einfach.

Jessica saß nach vorn gebeugt. Der Gurt hielt sie fest, sie starrte durch die Scheibe. Ihr Blick war klar und gleichzeitig fiebernd. Auch sie konnte es nicht mehr erwarten.

Ich konzentrierte mich auf die Straße, Jessica auf die Umgebung. »Nichts«, sagte sie wütend. »Verflixt noch mal, die Leute haben sich in ihren Häusern verkrochen und denken nicht daran, hervorzukommen.«

»Wenn sie vernünftig sind.«

»Aber…«

»Sie sind da. Die Menschen wissen Bescheid. Es gibt keine Tiere mehr. Jetzt sind sie an der Reihe.«

Ich sprach sehr schnell und abgehackt. Dann flutete auch schon das blauweiße Fernlicht über den geparkten Audi 80. Und gleichzeitig glitt es an der Fassade der kleinen Pension entlang, bei der die Tür offenstand.

Ich bremste.

Es war wie im Film. Der Wagen schleuderte etwas, wir rutschten, stellten uns leicht quer, aber es passierte nichts. Wir kamen zum Stillstand, ohne einen anderen Gegenstand berührt zu haben.

»Mein Gott, die Tür ist offen!« keuchte Jessica, als sie den Gurt löste und den Wagenschlag aufstieß.

»Ich weiß.«

»Dann sind sie im Haus?«

»Wahrscheinlich.« Wir hatten den Wagen beide verlassen. Im Gegensatz zu Jessica konnte ich die Tür schneller erreichen, weil der Rover günstig stand. Sie mußte erst um die Kühlerhaube herumlaufen. Dagegen hatte ich etwas.

»Nein, du nicht, Jessie!«

»Wieso?«

»Setz dich in deinen Wagen!«

Sie schüttelte den Kopf. »Und dann?«

»Ich erledige das hier!«

Das sah sie ein, denn sie war im Gegensatz zu mir waffenlos. Die Beretta hatte ich gezogen. Ich schaute noch einmal zurück und sah, daß Jessica Long ihren Audi aufschloß und sich hinter das Steuer setzte. Wenn die Gefahr zu groß wurde, konnte sie fliehen.

Ich war mit drei Schritten an der aufgesprengten Haustür. Ich schaute in den dunklen Flur.

Da bewegte sich nichts.

Einen Schritt ging ich weiter, die Beretta hatte ich gezogen. Über meinen Rücken strich eine kalte Haut.

Zu sehen war nichts, aber zu riechen.

Den Gestank kannte ich bereits. An der Grube hatte ich ihn wahrgenommen, dort aber wesentlich intensiver.

Mein verbissenes Lächeln erfror zu einem kalten Grinsen, das auf den Lippen lag wie eingefräst.

Wo war der Schalter?

Links, rechts? Bei diesen alten Häusern konnte man sich nie so sicher sein.

Ich hörte das Scharren. Links von mir entstand es. Ich drehte mich um - und sah den Schatten.

Zu spät merkte ich, was dieser Schatten war. Eine weit gespreizte Hand, die es schaffte, mit einem Griff meine Kehle zu umklammern und hart zuzudrücken…

***

Zuerst hatte es Jessica Long nicht gepaßt, dann aber war sie froh gewesen, sich in den Wagen setzen zu können, bot er ihr doch eine relative Sicherheit.

Sie konnte wegen der beschlagenen Scheiben nicht viel sehen. Deshalb steckte sie den Zündschlüssel in den schmalen Spalt, drehte ihn nur ein wenig, damit sie die Wischer betätigen konnte. Sie schaute dem Spiel der Gummiblätter zu, wie sie die blanken Halbkreise auf dem Glas hinterließen und für freie Sicht nach vorn sorgten.

Stoßweise atmete Jessica Long aus.

Welch eine Nacht!

Niemals hätte sie damit gerechnet. Das war einfach furchtbar, das war die lange Nacht des Schreckens, die den verfluchten Kannibalen gehörte.

Sie dachte natürlich an die offene Haustür und automatisch an ihre Wirtin, die ihr so sympathisch war. Hoffentlich war sie noch am Leben, hoffentlich kam John Sinclair nicht zu spät.

Sie schaute zur Seite.

Es war schwer, etwas zu, erkennen. Die Scheiben hatten die Feuchtigkeit von außen her regelrecht aufgesaugt. Auch von innen fingen sie an zu beschlagen.

Warten…

Angst haben, sich fürchten, eine seelische Hölle durchleben und durchleiden.

Jessica Long wußte nicht, ob sie es im Wagen würde aushalten können. Zumindest wollte sie etwas sehen. Sie dachte daran, den Wagen zu wenden, zuvor aber wollte sie die ihr gegenüberliegende Scheibe nach unten kurbeln.

Sie beugte sich vor, verschwand für einen Moment zwischen Armaturenbrett und Vordersitz, und genau das nutzte eine Person aus, die noch immer in Deckung des Fahrzeugs gelauert hatte.

Sie hatte sich sogar unter den Audi verkrochen, als das Fernlicht die Straße in einen hellen Tunnel verwandelt hatte.

Längst war Saskia wieder hervorgekommen. Eine bessere Chance würde sie nicht bekommen.

Jessica war nicht zu sehen, und Saskia Beaufort wußte genau, was sie tat.

Blitzschnell riß sie die Fondtür auf. Genau in dem Moment, als Jessica Long wieder hochkam. Diese Bewegung war ideal, sie kam der lauernden Saskia voll und ganz entgegen.

Längst hatte sie ein breites Fahrtenmesser gezogen, und das setzte sie blitzschnell an die Kehle der Blonden.

»Wenn du dich einmal falsch bewegst, erstickst du an deinem Blut, Süße…«

***

Gladys McGuire lag im engen Hausflur in der ersten Etage, traktiert von heftigen Rückenschmerzen, und wartete auf den Tod.

Der kam.

Ein Tod, der gehen konnte, der seine Schritte setzte, der bewußt so hart auftrat, daß er ein Echo hinterließ, die in den Ohren der Liegenden dröhnten.

Mein Gott, er wird dich fressen, dachte sie.

Aber sie konnte nichts tun. Der verfluchte Schlag mit der Eisenstange hatte sie paralysiert. Sie wollte zwar weg, doch die Befehle ihres Hirns konnte der Körper nicht umsetzen.

Die Echos steigerten sich.

Gladys erkannte daran, wie nahe ihr dieses menschliche Untier schon war. Sie roch ihn auch. Erst jetzt kam ihr dieser widerliche Geruch so richtig zu Bewußtsein. Dieser ganze Mensch stank, als wäre er aus einem fauligen Tümpel gekrochen.

Sie ahnte den Schatten, als er sich über sie beugte. Dann spürte sie seine Hände.

Sie glitten über ihren Körper und suchten eine Stelle, wo sie richtig zupacken konnten.

Sollte sie hier im Gang getötet werden?

Die Hände kamen unter ihren Achseln zur Ruhe. Wieder drang ein Grunzen oder Schmatzen aus dem Maul des Verdammten. Er gierte nach seinem Opfer, er wollte es und zerrte es hoch.

Gladys kam sich vor wir eine leblose Puppe, die ein Kind in die Höhe gezerrt hatte. Sie konnte nichts tun, aber sie wimmerte, als der Schmerz sich in ihrem Rücken zu vervielfältigen schien. Sie hing im Griff des Verdammten wie ein Bündel.

Mit ihr zusammen drehte er sich und schleifte sie auf die offenstehende Zimmertür zu.

Das war der Raum, in, dem sie sterben würde, der zu ihrem Grab werden sollte.

Sie atmete keuchend, sie holte intervallweise Luft. Die Schmerzen wanderten vom Rücken her nach vorn, erreichten auch ihre Brust, wo sie weiterhin tosten.

Die Beine der armen Frau waren gestreckt. Mit den Absätzen schleifte sie über den Holzboden. Ihr Gesicht war tränennaß, die Wangen zuckten, die Lippen ebenfalls, und dann hob der andere sie hoch. Dabei kam es ihr vor, als würde der Rücken in zwei Hälften geteilt.

Er schleuderte sie nach vorn.

Gladys fiel auf das Bett, federte nach. Die Schmerzen blieben, sie überdeckten alles, und selbst diesen verfluchten Hundesohn sah sie nur wie durch einen Schleier.

Sein wüstes pockennarbiges Gesicht mit der schrecklichen Nase und dem aufgerissenen Maul.

Dann waren die Pranken da. Sie gerieten in ihr Blickfeld und sahen aus wie Zangen.

Genau in dieser Sekunde brach der Bann. Gladys McGuire schrie wie noch nie zuvor in ihrem Leben…

***

Jessica Long bewegte sich nicht. Sie wußte, daß die Frau hinter ihr nicht bluffte. Mit dem rechten Auge schielte sie in den Innenspiegel, konnte sehen, daß die andere Person hinter ihr saß und sah einen Teil des verzerrten Gesichts.

Dieses Weib erstickte beinahe an seinem Haß.

Nur durch die Nase saugte sie den Atem ein. Sekunden vergingen. Ihr Herzschlag trommelte überlaut. Die Augen brannten, sie mußte sich nur zur Ruhe zwingen, schaffte es auch und stellte eine Frage, wobei die Stimme ihr selbst fremd vorkam.

»Was soll das?«

»Ganz einfach, Kleine. Wir beide werden eine Reise unternehmen. Du bist die beste Geisel, die ich mir wünschen kann. Du hast wohl gedacht, uns mit deinem Freund zusammen vernichten zu können. Aber das ist ein Irrtum gewesen. Wir sind stärker, wir sind besser.«

»Und wohin soll ich fahren?«

»Weg, Süße, einfach weg.«

»Ich… ich kann nicht.«

Saskia Beaufort lachte und blies Jessica dabei ihren warmen Atem in den Nacken. »Wieso kannst du nicht?«

»Das Messer…«

»Keine Sorge, ich werde es wegnehmen. Ich werde es aber so halten, daß ich es dir sofort von hinten in den Nacken stoßen kann, falls du Dummheiten machst. Ist dir das klar?«

»Ich denke schon.«

»Dann sind wir uns ja einig, Süße.«

Jessica hatte sich etwas erholt. Jetzt türmten sich Fragen auf, zu denen sie Antworten haben wollte.

»Warum tust du das alles, verdammt? Weshalb machst du…«

»Ich habe hier mein Glück gefunden. Ich bin ausgestiegen und traf auf meine beiden Freunde, die sich so wunderbar führen lassen. Zum erstenmal habe ich gespürt, was es bedeutet, Macht zu haben. Und die werde ich auch weiterhin auskosten. Klar?«

»So ungefähr.« Das Messer verschwand vom Hals der blonden Jessie. Einen Moment später spürte sie dessen Spitze auf der Nackenhaut und auch den kleinen Stich, als sie eine winzige Wunde hinterließ, aus der ein dunkler Tropfen Blut perlte.

»Jetzt fahr los, Blondie!«

Jessica Long gehorchte. Sie startete den Wagen und verfluchte dabei den Umstand, nicht mit in das Haus gegangen zu sein…

***

Er hatte mich erwischt. Wer immer es auch war, er hatte mich tatsächlich zu packen bekommen, und seine Hand war wie eine Würgeklammer, der ich nichts entgegensetzen konnte.

Alles ging blitzschnell, ich blieb auch nicht auf der Stelle stehen, denn er zerrte mich mit einem Ruck zu sich heran, so daß ich das Gleichgewicht verlor.

Mit der linken Schulter rammte ich einen harten Widerstand, schleifte an ihm vorbei und stellte fest, daß es ein Türbalken gewesen sein mußte.

Dann flog ich ins Leere.

Aber nur für einen Moment. Im nächsten Augenblick landete ich auf einem Tisch, rollte über die Kante hinweg und riß zudem noch einen Stuhl um.

Dann landete ich auf dem Boden.

Ich hatte gesehen, daß mich der Kerl in eine Küche hineingeschleudert hatte. Der alte Ofen, der dunkle Schrank, der Tisch, der Stuhl eben, die Töpfe, die Pfannen, dies alles bewegte sich wie ein rasender Kreisel vor meinen Augen, als ich mich wieder auf die Füße stemmte.

Er war schon da.

Aber wo, zum Henker, war meine Beretta?

Ich hatte sie verloren. Sie mußte irgendwo auf dem Küchenboden liegen, was auch der Fall war, denn mein Verfolger stieß beim Gehen mit der Fußspitze gegen die Waffe und schleuderte sie somit aus meiner Richtung.

Dann räumte er den Tisch weg, holte aus und schlug zu.

Himmel, dieser Schlag hätte mich wer weiß wohin katapultiert, wenn er getroffen hätte.

Aber er erwischte mich nicht, denn ich war schneller und hatte mich blitzschnell geduckt.

So jagte die Faust über meinen Schädel hinweg und hätte mir beinahe noch die Haare abrasiert.

Ich tauchte in der Bewegung tiefer und hob den Küchenstuhl an. Er war mittelschwer und würde reichen.

Mit einem Rundschlag schlug ich dem Kerl die Möbel um die Ohren. Er brüllte wütend auf. Die Wucht schleuderte ihn weg von mir, und er taumelte gegen den Ofen, wobei er zufällig eine Hand ausstreckte und auf eine heiße Platte faßte.

Er brüllte nicht einmal.

Der Schock machte ihn stumm.

Er ließ die Hand auf der Platte, als wäre sie dort angeklebt. Das wiederum gab mir die Chance zu einem Gegenangriff.

Die Beretta suchte ich nicht. Dafür nahm ich mir den Dolch. Dieses verfluchte Wesen durfte nicht mehr leben.

Als er endlich seine Pranke wieder anhob, da stieß ich zu. Er riß noch sein Maul auf, als wollte er die kräftigen Zähne in meinen Körper hacken, aber ich war schneller.

Ein Stich reichte aus, denn er war gut gezielt gewesen. Vor meinen Füßen brach er zusammen. Trotz der miesen Lichtverhältnisse sah ich die Wunde, aus der eine dicke Flüssigkeit strömte.

Es war kein Blut, wie wir es kannten. Bei Licht, das ich einschaltete, sah ich den grünen Schleim, der wie gefärbtes Fett über seinen Körper den Beinen entgegenrann, auch ein Beweis dafür, daß dieses Wesen aus Aibon stammte.

Er sackte zusammen. Dabei drehte er die Rechte, so daß ich die Handfläche sehen konnte.

Sie war verschmort. Die Haut war dunkel und sah trotzdem so aus wie ein zusammengedrückter Pudding.

Erst jetzt drehte ich mich und hob die Beretta auf. Mit drei Gegnern hatte ich es zu tun.

Zwei Verdammte und eine Frau!

Einen gab es nicht mehr, der andere war noch vorhanden, und die Frau ebenfalls.

Aber wo?

Ich verließ die Küche. Diesmal fand ich den Lichtschalter sehr schnell. Im Flur wurde es hell.

Ich schaute mich um.

Da geschahen zwei Dinge zugleich. Durch die offene Haustür hörte ich das Geräusch eines startenden Motors. Für mich war klar, daß Jessica Long mit dem Audi wegfuhr.

Warum?

Meine Gedanken wurden von einem anderen Ereignis förmlich

zerrissen. Aus der oberen Etage hörte ich den markerschütternden Schrei eines Menschen, der sich in höchster Todesnot befand.

Die Wahl fiel mir leicht, trotz Jessica.

Ich machte auf dem Absatz kehrt und stürmte mit langen Sätzen die Treppe hoch…

***

»Fahr, Blondie, fahr nur!«

Jessica hörte die zischelnde Stimme der anderen Frau hinter sich und nickte.

Bisher hatte sie noch keine Chance gesehen, sich aus dieser Lage zu befreien. Dabei hatte sie den kleinen Ort schon hinter sich gelassen und die hellen Augen der Scheinwerfer glotzten in die düstere Natur hinein, in der sie eine große, bleiche Insel erzeugten.

Dunst wabberte innerhalb der Landschaft. Sträucher und Buschwerk glichen einer bleichen Gespensterkulisse. Dahinter standen die Hügel wie stumme Wächter, die alles verfolgten, was sich in ihrer Nähe tat.

»Wohin soll ich fahren? Bis ans Ende der Welt?«

Die Beaufort lachte. »Etwas davon stimmt, und zwar das Wort Ende, Blondie. Es wird dein Ende sein, verstehst du?«

Jessica schwieg. Saskia aber fragte: »Na, hast du Angst, Blondie? Richtige Angst?«

»Warum wollen Sie mich töten?« Jessies Hände waren schweißnaß. Sie hatte Mühe, das glatte Lenkrad zu halten.

»Du bist schlau, Blondie - Kompliment.«

»Wieso?«

»Du hast alles durchschaut.«

»Es war nicht schwer.«

Saskia lachte. »Weiß ich. Wir haben es zu einfach gemacht. Und deshalb wirst du sterben. Und zwar durch mich. Deinen Freund wird es auch erwischen. Meine beiden Partner freuen sich schon auf die Beute. Sie werden ihn zerreißen, darauf kannst du dich verlassen.«

Jessica glaubte ihr jedes Wort. Innerlich glich sie einem Kessel, der unter Dampf stand, und die Gefühle der Angst dazwischen waren wie Hammerschläge, die ihr Innerstes aufwühlten.

Sie fühlte sich wie in einem Netz gefangen, das lückenlos geknüpft worden war. Wenigstens sah sie keine Möglichkeit, ihm zu entkommen. Die Straße vor ihr war der Weg in den Tod. Sie führte nicht geradeaus, sondern in Kurven durch das Gelände.

Zu beiden Seiten breitete es sich ziemlich frei aus. Zwar glatt, aber dennoch von einigen Hindernissen, kleinen Mulden und winzigen Hügeln, bedeckt. Jessicas Gedanken drehten sich um einen Ausweg. Sie spielte einige Möglichkeiten durch.

Was würde geschehen, wenn sie etwas schneller fuhr, das Lenkrad

herumriß und kurzerhand in das Gelände hineinjagte? Brachte das die andere aus dem Konzept?

Saskia Beaufort kam ihr zuvor. »Fahr langsam, es wird gleich ein schmaler Weg an der rechten Seite erscheinen. Dort läßt du den Wagen hineinrollen. Klar?« Zur Unterstreichung ihrer Worte tippte sie noch einmal mit der blutfeuchten Messerspitze gegen Jessicas, Nacken.

»Ich weiß Bescheid.«

»Wie schön.« Jessica Long ging ein wenig vom Gas. Der Audi verlor an Tempo. Sie richtete ihre Blicke nach rechts, wo die Einmündung bald erscheinen würde. Saskia fuhr sie zu schnell. »Noch langsamer.«

»Ist okay.« Natürlich war Jessica klar, was die andere an dieser einsamen Stelle mit ihr vorhatte. Sie würde sie dort erstechen und die Leiche irgendwo verstecken. »Jetzt ab!«

Jessica drehte das Lenkrad nach rechts. Die Scheinwerfer erfaßten die schmale Einmündung. Es war ein Feldweg, der in das Gelände hineinschnitt. Sehr holprig und aufgewühlt, eine regelrechte Stolperstrecke. Jessica fiel auf, daß sie sich in der Eile nicht einmal angeschnallt hatte.

*Nicht angeschnallt!*

Himmel, war das die Lösung?

Wie ein Blitzstrahl zuckte ihr die Idee durch den Kopf. Noch befand sie sich in der Kurve, zwei Sekunden später nicht mehr, und da setzte sie alles auf eine Karte.

Sie drückte das Gaspedal durch, schrie auf, warf sich nach rechts auf die Tür zu, öffnete sie zum richtigen Zeitpunkt, bevor der Wagen noch mehr Tempo bekam, und wuchtete sich ins Freie. Sie prallte hart auf, unterdrückte Schreie, hatte auch Angst davor, von den Hinterreifen erwischt zu werden, aber der Audi rollte an ihr vorbei, kam vom Weg ab und jagte schräg in das Gelände hinein, auf eine Bodensenke zu, in die er sich mit seiner Schnauze hineinsenkte und von dem an der anderen Seite schräg hochlaufendem Untergrund gestoppt wurde.

Er stand sehr komisch, seine Hinterreifen drehten noch durch, da erstarb der Motor. Jessica stand auf. Ihr tat einiges weh, nur achtete sie nicht darauf. Sie wollte sehen, was mit dieser Schwarzhaarigen geschehen war.

Eine Waffe besaß sie nicht. Deshalb hob sie unterwegs einen Stein auf. Sie nahm ihn in die rechte Hand, keuchte dabei und näherte sich dem Fahrzeug von der Seite her, weil die Tür noch weit offen stand. Zuerst sah sie nichts. Es lag nur das Wrack da mit der offenstehenden Tür. Sie wirkte wie der lahme Flügel eines Riesenvogels. Es bewegte sich nichts im Innern des Fahrzeugs, aber Jessica Long traute dem Frieden nicht. Typen wie diese Saskia Beaufort besaßen mehrere Leben, die waren so leicht nicht totzukriegen. Zudem war sie noch

immer mit dem breiten Messer bewaffnet.

Es war nicht ganz still. Von den Bergen säuselte ihr der seichte kühle Nachtwind entgegen. Er wühlte den dünnen Dunst auf und brachte den Geruch des Herbstlaubes mit.

Sie umrundete das Fahrzeug.

Hin und wieder knackte etwas in der Karosserie, als wäre der Schwerverletzte Wagen dabei, die letzten Atemzüge aus dem Maul fließen zu lassen.

Dann ging sie auf die Beifahrerseite zu. Vergeblich versuchte sie, das Innere des Fahrzeugs mit ihren Blicken zu durchdringen. Die Scheiben waren beschlagen, sie sah nur einen Schatten im Fond, der sich nicht bewegte.

Sollte sie Glück gehabt haben.

Jessica merkte den Streß. Es durchfloß sie wie ein Strom und ließ sie an nichts anderes mehr denken. Sie dachte daran, daß die Frontscheibe durch das Gebläse blank geworden war.

Da mußte sie etwas sehen können.

Nein, auch da nicht. Nur die Sitze, die Nackenstützen, die ihr den Blick in den Fond verwehrten.

Wo steckte die Frau? Wie ging es ihr?

Sehr vorsichtig näherte sich Jessica Long der offenen Tür. Mit der rechten Hand umklammerte sie den Stein, die einzige Waffe. Was aber war er schon gegen ein Messer? Die Tür bewegte sich längst nicht mehr. Sie stand starr. Jessica konnte in den Wagen sehen.

Leere Sitze vorn. Und hinten?

Sie änderte ein wenig die Richtung, ging jetzt direkt auf die Fondtür zu.

Genau darauf hatte Saskia Beaufort gewartet. Sie hatte Jessica trotz allem unter Kontrolle behalten.

Als die nun nah genug an das Fahrzeug herangetreten war, drückte Saskia von innen blitzschnell die Tür auf.

Jessica sah die Öffnung, sie sah die Frau, das Gesicht blutig, die rechte Hand mit dem Messer zum Wurf erhoben. Und dann schrie und schleuderte sie die Klinge!

***

Ich kam mir vor wie jemand, der eine Treppe drei Stufen hochrennt und wieder zurückfällt.

Dieser furchtbare Schrei gellte mir noch immer in den Ohren. So konnte nur jemand in höchster Todesnot rufen.

Trotzdem war ich zu schnell oder zu hastig. Ich übersprang die letzte Stufe, hatte zuviel Schwung, prallte gegen eine Wand, kam aus der Richtung, sah aber trotzdem die offene Tür.

Ich stemmte mich ab. Wie ein Irrwisch flog ich in das Zimmer hinein

und achtete nicht mehr auf meine eigene Sicherheit. Ich wollte nur noch ein Leben retten. Es brannte kein Licht, aber der Schein im Flur reichte aus, um auch in das Zimmer zu fließen.

Die Wirtin lag auf dem Bett.

Sie schrie nicht mehr. Sie war auch nicht tot, denn ihre Füße schlugen zitternd hin und her. Der Verdammte aus Aibon hatte sich tief über sie gebeugt. Es sah für mich so aus, als hätte er seine Zähne in etwas hineingeschlagen, und ein heißer Schreck durchtoste mich.

Er hatte mich gehört, schnellte hoch, drehte sich um. Ich starrte in sein Gesicht, und diese eine Sekunde war so prägnant wie selten etwas in meinem Leben. Zwischen den Zähnen dieses Monstrums klemmte etwas. Es war kein Fleisch, es war auch keine Haut, nichts Blutiges, sondern ein Stück Stoff, das er beim ersten Biß aus der Kleidung der Frau gerissen hatte.

Er röhrte mich an.

Von mir bekam er eine andere Antwort, denn ich drückte sofort ab und jagte ihm die geweihte Silberkugel entgegen. Ich hatte nicht genau gezielt, doch einen Moment später änderte sich sein Gesichtsausdruck wieder, denn das Geschoß jagte hinein.

Es riß die Fratze auf, es zerstörte sie und das grüne Aibon-Blut strömte daraus hervor.

Er fiel rücklings zu Boden, schlug schwer mit dem Kopf auf, aber das spürte er bereits nicht mehr.

Ich steckte die Beretta weg und ging auf das Bett zu. Da lag Gladys McGuire.

Sie starrte mich an, aber sie sah mich trotzdem nicht. Irgendwie war sie ganz weit weg. Ich streichelte ihre Wange, da schluckte sie auf und klammerte sich an mir fest. Ich mußte mich auf das Bett setzen, ich mußte sie streicheln, sie mit Worten beruhigen, während sie leise weinte. Irgendwann stand sie dann auf und ging wortlos aus dem Zimmer. Ich blieb hinter ihr, nahm denselben Weg nach unten und dachte dabei an die beiden Frauen. Vor allen Dingen aber an Jessica Long.

Wie mochte es ihr ergangen sein…?

***

Das Messer gegen einen Stein!

Ein verdammt ungleiches Verhältnis, denn das Messer würde immer schneller sein, besonders dann, wenn die Werferin den Arm bereits halb erhoben hatte.

Aber sie hatte einen Fehler gemacht.

Die Tür war von ihr zu hart aufgestoßen worden. Als sie die Klinge warf, befand sich diese wieder auf dem Rückweg, der Wurfwinkel verkleinerte sich zusehends, und die Klinge schrammte an der oberen

Türkante entlang, geriet aus der ursprünglichen Flugrichtung und verschwand torkelnd irgendwo in der Dunkelheit.

Jessica wollte es nicht glauben, welch ein Glück sie gehabt hatte. Erst als Saskia die Tür erneut aufwuchtete und schreiend den Audi verließ, wurde sie wieder in die Realität hineingerissen. Diesmal war Jessica bewaffnet.

Und sie traf besser. Saskia Beaufort rannte in den Wurf hinein. Der Stein erwischte sie am Kopf.

Wange, Nase und Stirn zugleich wurden getroffen, und sie fiel zur Seite.

Dann kippte sie wie ein Klotz zu Boden. Regungslos blieb sie liegen.

Jessica Long atmete tief durch. Nein, nur nicht schlappmachen, nur nicht das Zittern kriegen, sich jetzt noch einmal zusammenreißen und nach der Fremden schauen. Sie schaffte es, und sie schaffte es auch, die Bewußtlose in den Audi zu drücken.

Er fuhr noch, auch wenn am Bodenblech etwas klapperte. Sie bekam ihn sogar aus der Mulde, bog wenig später auf die normale Straße ein. So rollte sie zurück nach Terrymore…

***

Ich stand auf der Fahrbahn, noch immer mutterseelenallein, aber es hatte sich trotzdem herumgesprochen, daß etwas passiert sein mußte, denn die ersten Bewohner trauten sich, wieder aus den Fenstern zu schauen.

Wo war Jessica?

Ich hatte gesehen, in welche Richtung der Audi gefahren war, starrte dorthin, und genau da sah ich die noch weit entfernten, hellen Augen der Scheinwerfer.

Der Wagen kehrte zurück. Aber wer fuhr ihn?

Ich blieb nicht mehr stehen, sondern tauchte in die Deckung hinter meinem Rover. Wenig später stoppte der Audi fast an derselben Stelle. Die Tür öffnete sich. Blonde Haare, eine Gestalt, die leicht schwankte. »Jessica!« rief ich.

Sie drehte sich um. »John!«

Es war kein Ruf, es war kein Schrei, kein Stöhnen oder Flüstern, es war alles gleichzeitig.

Sie fiel mir in die Arme. Erst jetzt löste sich bei ihr die Anspannung. Sie konnte nicht mehr und wäre zusammengebrochen, wenn ich sie nicht gehalten und wenig später getragen hätte. Ich brachte sie in den Gastraum, setzte sie auf einen Stuhl und gab ihr einen doppelten Whisky.

Dann ging ich wieder hinaus, öffnete die rechte Hintertür des Audi und sah eine Frau mit blutüberströmten Gesicht auf den Polstern liegen. Sie lebte, war nur bewußtlos.

Ich holte sie aus dem Wagen und trug sie ebenfalls ins Haus. In der Küche reinigte ich ihr Gesicht und versorgte die Wunden notdürftig mit dem Inhalt des Verbandskasten. Dabei allerdings trug Saskia Beaufort Handschellen.

Auch Jessica kam in den Raum. An der Tür blieb sie stehen. Sie sah aus wie ein Häufchen Elend, dennoch fragte sie: »War ich gut, John?« Ich nahm sie in die Arme. »Du warst mehr als gut, Jessie. Du warst sogar super.«

»Danke«, flüsterte sie und küßte mich…

***ENDE***